31. Jahrgang. 10. Dezember 1914. Heft 11.

Kriegs-Ausgabe



Reclams Universum

Mit der Unterhaltungsbeilage 1870/71
✦ Erinnerungen und Betrachtungen ✦

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Einfache, wohlfeile Weihnachtsbäckereien. Zu keiner Zeit im Jahre wird so viel im Hause gebacken, wie zur Weihnachtszeit. Vom bekannten Christstollen, mit oder ohne Mohnfülle, bis zum kleinsten Honigkuchen, der den Naschteller ziert, wird alles selbst hergestellt, und mit Recht, denn die selbstgebackenen Kuchen und Küchlein munden bei weitem besser als die Konditorware, und sind auch viel bekömmlicher und billiger. Zudem halten sie sich, richtig aufbewahrt, viel länger frisch. Heuer, wo alles sparen muß, wird man mehr als je im Hause backen und auch das kleine Backwerk an Stelle teurer Konfitüren bevorzugen. Für dieses Gebäck wollen wir nachstehend einige erprobte und nicht teure Vorschriften geben, und dabei erwähnen, daß die viel Eier und Butter enthaltenden Vorschriften für Stollen und Plattenkuchen insgesamt vereinfacht werden können, durch Weglassen einiger Eier, durch knappere Butterzusätze und durch Verwendung eines guten Butterersatzes. Deshalb schmeckt der Kuchen auch gut und wird bedeutend billiger und auch in vielen Fällen leichter verdaulich. Wer Kunstbutter nicht liebt, versuche es einmal mit Gänsefett, das ja jetzt in vielen Haushaltungen, besonders auf dem Lande, reichlich vorhanden ist. Wenn man halb Gänsefett und halb Butter nimmt, so kann man den in der Vorschrift angegebenen Butterzusatz um ein Viertel kürzen, weil Gänsefett viel ergiebiger ist. Der damit bereitete Kuchen schmeckt vorzüglich und bleibt lange Zeit lind, trocknet also nicht aus. An Hefe kann man ebenfalls sparen, wenn man dem Teig auf 10 Pfund Mehl ein Pfund in der Schale abgekochte und feingeriebene Kartoffeln zusetzt, was ihn sehr hoch aufgehen läßt und ihn sehr locker macht. Alle Mandel und Nußzusätze soll man nur in angeröstetem Zustande verwenden, weil dadurch der Geschmack bedeutend kräftiger wird, und man mit $^2/_3$ der angegebenen Menge auskommen kann. Für die teuren bitteren Mandeln sind gemahlene Aprikosenkerne ein guter und billiger Ersatz. Süße Mandeln dürfen oft ruhig weggelassen werden, denn im Kuchenteige selbst schmeckt man wenig genug von ihnen, sie machen das Gebäck nur schwer. Auch Kokosnuß ist ein guter Mandelersatz. Anstatt Bienenhonig kann zur Hälfte Kunsthonig verwendet werden.

Baseler Leckerli. Ein halbes Pfund Butter oder Palmona wird warm gestellt, damit es sich dann leicht zu Sahne rühren läßt. Indessen röstet man 100 g grobgehackte Mandeln dunkelbraun. Nun wird die Butter schaumig gerührt und unter stetem Rühren die Mandeln und zwei ganze Eier, ein Teelöffel Zimt, 300 g Zucker, 500 g gesiebtes feines Mehl, ein Eierbecher Rum und ein Backpulver für 10 Pfennig darangegeben. Zuletzt wird der gutgeknetete Teig etwa einen halben Zentimeter dick ausgerollt, auf ein gewachstes Backblech gebreitet und bei mäßiger Hitze gebacken, wonach man ihn, noch warm, in viereckige, dreieckige und längliche Stücke schneidet und nach dem Erkalten mit einer Zuckerglasur bestreicht. Während des Anheizens der Backröhre muß ein großer Topf mit kochendem Wasser im Rohre stehen, der erst kurz vor dem Einschieben des Backbleches entfernt wird. Dadurch erhält dieses Backwerk die angenehme Weichheit, während es sonst bei trockener Ofenhitze hart werden würde.

Nürnberger Gewürzschnitten. Zwei ganze Eier werden mit 200 g feinem Zucker eine halbe Stunde lang schaumig gerührt. 150—200 g süße Mandeln werden ungebrüht und ungeschält, und nur mit einem Tuche gut abgerieben, mit dem Wiegemesser grob gewiegt (nicht etwa durch die Reibemaschine zerkleinert) und in einer eisernen Pfanne ohne Emaille hellbraun geröstet. Dann vermischt man sie mit 80 g Mehl, 8 g gestoßenem Zimt, 4 g gestoßenen Nelken und 40 g würflig geschnittenem Zitronat. Diese Mischung wird nun nach und nach unter die Eiermasse gerührt und nochmals tüchtig geschlagen. Dann gibt man den Teig auf ein mit weißem Wachs bestrichenes und mit Mehl bestäubtes Blech, streicht ihn recht gleichmäßig darauf aus und bäckt ihn in nur mäßig heißem Backrohr, um ihn dann, noch warm, mit einem dünnen, spitzen und etwas erhitzten Messer in längliche Streifen zu schneiden.

Liebesgabensammlung für die Helden der österreichisch-ungarischen Armeen

Bisheriger Ertrag laut der in Heft 10 veröffentlichten Liste . . . . Mk. 1189,50

Bis zum 4. Dezember sind eingegangen bei den Sammelstellen

Joh. Waitz, Darmstadt: General Korwan 5,—. Von einem Österreicher 10,—. Fräulein v. Dallwigk 2,— . . . . . zus. Mk. 17,—

Hofbuchhandlung H. Burdach, Dresden: R. Bermann . . . . . Mk. 2,—

C. Boysen, Hamburg: Frau Kopperschmidt 5,—. Ungenannt 10,— . . . . . zus. Mk. 15,—

Friedr. Fleischers Sort.- u. Antiquar., Leipzig: Korndörfer 10,—. Ungenannt 5 Kr. zus. Mk. 14,—

Philipp Reclam jun., Leipzig: Obersekretär Sesse-Dresden 3,—. Oberpostinsp. Steiger-Berlin 5,—. Kestenbaum 15,—. Frau Merseburger 5,—. Oberlehrer Burkhardt-Weinböhla 2.—. A. u. B. Timmermann-Hamburg 5,—. Frl. H. Babst und Frl. S. Thraner-Sondershausen 10,—. C. Böhner-Pößneck 1,—. Joachim Sadrozinski-Cassel („aus meiner Sparbüchse") 3,—. Apotheker T. Tietz und H. Albricht-Dresden 5,—. Buchhändler Hirschfeld 3,—. Frau Sanitätsrat Mackenthun („sehr, sehr gerne!") 20,—. W. Jahn-Chemnitz (Vertr. von Schenker und Comp.-Wien) 5,—. R. Modrach-Berlin 10,—. Reallehrer Gloggengießer-Kulmbach 10,—. Meyer-Charlottenburg 5,—. Schlemmer-Kl.-Zschachwitz 10,—. Von der 2. Realschulklasse in Hachenburg mit herzlichen Grüßen an die tapfer kämpfenden Österreicher durch E. Isele, A. Klein u. H. Rosenberg 10,—. Justizrat W. Jonas-Charlottenburg 3,—. Dr Ersle-Jena 5,—. A. Heyde-Plauen 2,—. Mehrere Beamte der Allg. Deutschen Kreditanstalt, Altenburg 6,50. Pickardt 3,—. Olga und Engelbert Rzieb-Lobstädt 25,—. Eckarti-Magdeburg 5,—. Amtsanwalt Dr. Börner-Bayreuth 3,—. Liebiez-Berlin 3,—. Dr. Ludwig Lehmann-Tegernsee 25,—. W. Kirchhoff-Magdeburg 3,—. Oberlehrer Gärtner-Löbau 3,—. Direktor Mittenzwei-Hannover-Linden 5,—. Sieben Geschwister Scheller-Blankenburg i. Th. 1,05. G. W. Feeg-Fürth 5,—. W. Fürhaus-Kulmbach 3.—. A. Röhrig sen.-Offenbach 5,—. A. Goldschmidt-Oldenburg 10,—. Dreser-Cöln 2,—. Drei Fräulein Paltzo-Kolberg 3,—. Schreiter-Chemnitz 2,—. Herlt-Roßwein 5,—. Frau E. Ruff-Weber-Heppenheim 20,—. Lommatzsch-Dresden 3,—. Rieke-Bünde 3,—. M. Köhler-Dresden 3,—. Jugenhorst-Rees 8,—. J. A. Möbius-Hartha 5,—. Quirin Schiffer-Cöln 5,—. Rektor Cramer-Haan 1,—. Alex-Frankfurt 5,05. Carl Schlub-Pforzheim 5,—. Direktor Schneider-Coblenz 50,—. Menzel-Berlin 2,—. Oberpostass. Gräfe-Aue 1,—. Körner-Steinpleis 10,—. Die Angestellten der Firma Verein. Eisenhandlungen Prüfke-Pösneck 5,—. Haas-Darmstadt 3,—. Bachthaler-Kempten 4,—. Rektor Möbius-Osten 3,—. Landesforstmeister Hugo Zauschner-Admont 10,— (den gleichen Betrag bestimmte Herr Z. in dankenswerter Weise zur Lieferung von Reclam-Bändchen für die deutschen Soldaten). C. Löpsien-Neumünster 5,—. O. Kaven, Buchh. Hamburg 2,—. Pasche 1,—. H. Nutten, Gut Bodenhof bei Aachen 100,—. Chemiker Oesselberger-Blaubeuren 5,05. Geschw. Wüst-Frankfurt a. M. 10,—. Hauptlehrer Massa-Vaihingen a. F. 3,—. A. K. Walldorf a. Werra 4,—. Fehn-Karlsruhe 2,—. Behnke-Bierstadt 2,—. Grieshammer-Dresden 1,—. Wilste-Bromberg 5,05. Schefter 2.—. Elise Neßler-Wollstein 2,—. Wolf-Meißen 10,05. Paetz-Osterfeld 5,—. Moni Probst, Lammbrauerei, Dillingen 10,—. L. Dellmuth-Kaiserslautern 3,—. Pionier Weingarten P. R. 24 in Cöln Riehl, in dankbarem Gedenken für die tapferen Waffenbrüder 5,—. H. S.-Gießen 10.—. Direktor Dr. Schubert-Lüben 5,—. G. Lüders-Ottleben 6,—. W. Markmann-Essen 3,—. Dr. Paul Wegerhoff-Eltville 10,—. Offenbacher Rudergesellschaft Undine-Offenbach 20,—. E. H. Werner 5,—. C. Dietrich 6,—. G. Hartlieb 3,—. Pauli 30,—. Redakteur M. 3,—. Winzer 2,—. † † —,30. Fremdwörter-Strafkasse eines Anmeldezimmers 12,07. Paur-München 20,—. Paul Kretzschmar 2,—. A. Geßner 5 Kronen. Springer & Möller, Leipzig-Leutzsch 30,—. Zierlein, Hausverwalter der Augenklinik in Erlangen mit Beiträgen von Verwundeten 13,70. Frau Schmemann-Dortmund 25,—. Hilpmann-Ulm 10,—. Wolf, Hauptbahnhof Bochum 12,—. Oberapotheker Fleig, Reservelazarett, Freiburg 10,—. Ingenieur Georg Hödl, Sammlung der Beamten der Babcockwerke 55,—. Klasse 2 a der Öffentl. Handelslehranstalt der Dresdner Kaufmannschaft 3,50. G. E., Frankfurt a. M. 3.—. Güllich-Memmingen 3,—. Schülerin Berti Klee-Oberhausen 5,—. Stud. gymn. Schneider-Oberhausen 5,—. Oberpostass. Nippe-Niederschönhausen 3,—. Grzimek-Breslau 5,—. H. Schmersahl-Hamburg 5,—. C. R.-Hamburg 3,05. Döhring-Wilhemshaven 5,05. Zetter-Leutkirch 3,—. Wetzel-Mannheim 2.—. Leonhardt-München 5,—. Lautenbacher-Augsburg 2,95. Opp-Bingerbrück 1,05. Koch-Mainz 5,—. Dr. Spohn-Blaubeuren 5,—. Thoms-Heepen 1,—. Peters-Addingaster Polder 5,—. Personal der Firma Philipp Reclam jun. 120,— . . . . . zus. Mk. 1033,72

Theodor Ackermann, München: Oberlandesgerichtsrat Cary Prinz . . . . . Mk. 10,—

Friedrich Korn, Nürnberg (2. Liste): Karl Huber 2.—. Geschw. Feist 5,—. Ingenieur Bäumler 10,—. Corell 5,—. Hauptlehrer Heid 3.—. Kupfer 5,— . . . . . zus. Mk. 30,—

Jacob Zeiser, Nürnberg: Pfarramt St. Jakob 10,—. Ungenannt 1,—. Eger 1,—. Mittwoch-Kegelgesellschaft Colleg 20,—. Buchhdlg. J. Zeiser 10,—. Personal der Buchhdlg. J. Zeiser 11,—. J. M. 2,— . . . . . zus. Mk. 55,—

Bisheriger Gesamtertrag Mk. 2366,22

Neben größeren Spenden finden sich in der vorstehenden Liste auch Beiträge aus den Sparbüchern der Kleinen, die nicht zurückstehen wollten gegen die Älteren, die ihr Taschengeld opferten; auch Verwundete haben beigesteuert, um ihren österreichisch-ungarischen Kameraden ihre Teilnahme zu beweisen.

Möge die Gebefreudigkeit immer allgemeiner werden! „Viele Wenig machen ein Viel" — auch der kleinste Beitrag hilft der Allgemeinheit. Allen freundlichen Gebern herzlichen Dank!

Weitere Spenden nehmen die bekannten Sammelstellen sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.

Philipp Reclam jun. · Verlag von Reclams Universum · Leipzig

(Postscheckkonto Leipzig 295, österr. Postsparkassa-Konto 79 296)

Reclams Universum

31. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 11:

10. Dez. 1914

Illustrierte Weltrundschau:

Beilage zu Reclams Universum.



 Drittes Blatt aus der 3teiligen farbigen Künstlersteinzeichnung „Der heilige Krieg". Größe der 3 Teile zusammen 4 m breit, 83 cm hoch.

Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen . . .

Von Prof. Ludwig Dettmann, Akademiedirektor in Königsberg i. Pr.

Reclams Universum
Weltrundschau

Ernste Reden in ernster Zeit.

X. „Schämt ihr euch nicht?" Ein Mahnwort an die Miesmacher und Nörgler. Von Otto Ernst.

Ihr Kämpfer dort an der Yser und an der Aisne — beeilt euch, vorwärts, vorwärts: Herr Schulze wartet auf den endgültigen Sieg!

Ihr Streiter im Osten, tummelt euch, stürmt, stürmt: Herr Schulze wünscht größere Leistungen zu sehen und möchte binnen drei Tagen Warschau, oder noch besser: Moskau besetzt sehen.

Herr Schulze ist nicht waffenfähig, aber dort, wo die Kugeln nicht hintreffen, ein ungemein kluger und eifriger Mann.

Wenn 100 000 Feinde gefangen genommen, 100 Geschütze erbeutet und 3 Kreuzer in den Grund gebohrt wurden, dann kann er auf Stunden hinaus sehr wohlwollend gegen Heer und Marine sein, besonders wenn alles an einem Tage geschehen ist.

Aber wenn es am folgenden Tage nicht 200 000 Gefangene, 200 Kanonen (schweren Kalibers) und 6 Panzerkreuzer sind, dann kann er auch sehr ungemütlich werden. Denn er ist ein zwar wohlwollender, aber auch strenger Kritiker.

„Sie werden sehen," sagt dann Herr Schulze, „was ich geahnt habe: der Krieg versumpft. Das Schlimmste, was uns passieren kann! Was nützt alle Tapferkeit und Begeisterung, wenn die Führung versagt. Der Kluck hätte ja schon längst — na ja, ich will nichts weiter sagen. Den General X haben sie schon absägen müssen, weil er nichts gekonnt hat. Na ja, ich meine, das hätte man droben etwas früher merken können."

Ich glaube, man kennt Herrn Schulze. Ich brauche ihn nicht weiter vorzustellen. Seinesgleichen hat es immer gegeben und wird es auch weiter geben.

Aber es ist nötig zu fragen: Haben wir es hier nicht mit einem deutschen Typus zu tun? Vereinzelte Erscheinungen solcher Art könnte man verlachen und verachten; aber sind ihrer nicht recht, recht viele? Die deutschen Blätter haben sich schon öfter mit ihnen befassen müssen.



General der Kavallerie August v. Mackensen, der hochverdiente Führer der 9. Armee, über den von Beginn des Kriegs an die unsinnigsten Gerüchte verbreitet waren, wurde für seine neuen Siege über die Russen mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet. Der Deutsche Kaiser telegraphierte gleichzeitig an den siegreichen Heerführer: „Die 9. Armee hat unter Ihrer bewährten sicheren Führung in schweren, aber von Erfolg gekrönten Kämpfen sich von neuem unübertrefflich geschlagen. Ihre Leistungen in den verflossenen Tagen werden als leuchtendes Beispiel für Mut, Ausdauer und Tapferkeit der Geschichte erhalten bleiben." General v. Mackensen, der bei Kriegsausbruch das 1. Armeekorps in Königsberg i. Pr. befehligte, gab seinen wackeren Truppen von der Auszeichnung mit den schlichten Worten Kenntnis: „Das Verdienstkreuz gilt der ganzen 9. Armee." Er feierte am 6. Dezember seinen 65. Geburtstag.

Ja ja, leider handelt es sich um einen deutschen Typus: den nie zu befriedigenden Nörgler, den unentwegten Besserwisser und Besserkönner, den Mann mit den unerreichbaren Maßstäben, dessen „scharfe Kritik" sich nur von einem Dinge „wirklich voll und ganz" befriedigt zeigt: von sich selbst.

Diese Nörgelsucht ist ja vielleicht besser als ihr Gegenteil, als die kindliche Illusionsfähigkeit der Franzosen, die aus einem in Feindesland requirierten Huhn eine Niederlage des Gegners macht; sie ist sicherlich noch erträglicher als das erbärmliche Maulheldentum der Falstaffsöhne Kitchener, Churchill, Asquith, Curzon und wie die Gentlemen sonst heißen mögen, die sich Trophäen verfertigen aus den Kastanien, die fremde Truppen für sie aus dem Feuer geholt haben.

Diese Laster sind vielleicht gefährlicher als das deutsche; aber gefährlich, höchst gefährlich ist auch deine Nörgel- und Krittel- und Verkleinerungssucht, mein gutes deutsches Volk.

O ja, mein gutes deutsches Volk, du hast mit dieser Sucht schon manchem genialen Plane, mancher kühnen Hoffnung, manchem himmelstürmenden Wollen und Wagen die Flügel geknickt und gebrochen, das laß dir gesagt sein. Es hat nicht an deiner Ermutigung gelegen, wenn der Graf Zeppelin durchhielt und triumphierte; Herr Schulze hielt nichts von dem „Schwindel".

Du warst in den Tagen der Kriegserklärungen und der Mobilmachung sicherlich tief und ehrlich begeistert; aber schon bald hernach duldetest du Flaumacher und ihre Reden und hörtest ihnen teilnehmend zu.

Der Deutsche nimmt seine erste Begeisterung immer schnell zurück; er läßt sich auf den

Tausendmarkschein der Begeisterung 900 Mark herausgeben. Auch 950. Er erinnert in dieser Hinsicht an einen Geizhals, der in einer großen Wallung sagt: „Ich zeichne hundert Mark — oder doch fünfzig — oder sagen wir: zehn“ — —

Auch ich bin leider nicht mehr kriegstüchtig. Ich habe die Nähe des Alters nie mit sentimentaler Klage, ja, eher mit vergnügter Neugier und zugleich wohltuender Entspannung betrachtet. In dieser Zeit hat es mir zum ersten Male bitter leid getan, daß ich nicht mehr jung und stark bin. Freilich, wenn auch die Zweiundfünfzigjährigen heranmüssen, dann werde ich auch meine Flinte zu tragen und einen Engländer ins goldene Herz zu treffen wissen. Aber vorläufig haben wir noch Überfluß an junger Mannheit, und wir „Würdigen“ könnten ihr nur im Wege stehen. Wenn wir Daheimgebliebenen aber vorläufig nichts anderes tun können, als von den ungeheuren Taten unserer Brüder und Söhne lesen, dann sollen wir es wenigstens mit grenzenloser Bescheidenheit, mit unerschöpflicher Dankbarkeit, mit siegessicherem Vertrauen, mit unerschütterlicher Geduld und mit nie erlahmender Hilfsfreudigkeit tun. Ja, mit unbezwingbarer Freudigkeit überhaupt. Ich wende mich mit besonderem Nachdruck gegen die vorzeitigen Heulmeier, die sich Wunder wie ernst und gefühlvoll dünken, wenn sie Tag für Tag von unseren Verlusten reden und flennen. Unbegrenzte Ehrfurcht vor den stillen Tränen derer, die einen teuren Gatten, Vater, Sohn oder Bruder beweinen! Aber die Heulmeier sind gewöhnlich unbeteiligt an den Opfern des Krieges. Wir wollen jetzt nichts — man wird mich keinen Augenblick mißverstehen — wir wollen nichts wissen von der Zahl unserer Verluste; wir kennen immer und immer nur eins: Drauf und drauf und vorwärts und vorwärts, bis die Niedertracht Englands in ihrem eigenen Blute erstickt ist.

Einst, wenn der Feind für immer am Boden liegt, wenn die Früchte des Sieges in die Scheuer gebracht sind und der Tag der tiefsten und innersten deutschen Sammlung gekommen ist, dann wollen wir weinen um unsere gefallenen Helden. Auch der Heldenjüngling von Gadebusch verlangte nichts Besseres, als er sang:

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Ja, wir wollen an den Urnen unserer Tapferen weinen aus Herzensgrund und -kraft, und wenn wir uns satt geweint haben, wollen wir wieder jauchzen und jubeln, daß der Schoß unserer heiligen Mutter Germania eine solche Fülle herrlichster Helden geboren hat und künftig gebären wird in unabsehbarer Zeit. Und dieses Weinen und Jauchzen wird furchtbar sein in den Ohren derer, die künftig unseren Frieden stören wollen; wenn wir jetzt klagen, so ist es unseren Feinden zur Ohrenweide.

Aus allen Nachrichten, die von der Front kommen, klingt es heraus: Unsere Kämpfer mit ihren Führern sind voll siegesgewisser Zuversicht.

Schämt ihr euch nicht, ihr, die ihr hinterm Ofen sitzt, schämt ihr euch nicht unsäglich eurer Ungeduld, wenn sie, die das Schwerste tragen, voll festen Vertrauens und eiserner Geduld sind? Vergeßt nicht, daß unser Volk nur ein einziges Herz hat, daß die Adern der da draußen Ringenden und eure Adern verbundene Röhren sind, in denen das Blut im gleichen Augenblicke steigt und fällt. Wenn unsere Tapferen den Blick zurückwenden nach der Heimat, wollen sie eure Augen voll Vertrauen sehen, auch wenn Tränen darin stehen sollten — das ist vorab ihr einziger, ihr schönster und ihr verdienter Lohn. Ihr habt mitzukämpfen; wenn ihr die Waffen nicht tragen könnt, dann mit allen Fasern eures Hirnes und Herzens, mit jeder guten Kraft eurer Seele. Es ist ein heiliger Sinn in der Geschichte von Moses, dessen Volk siegte, solange er die Arme betend erhob, und das zurückweichen mußte, sobald er sie sinken ließ. Betet, was ihr wollt und zu wem ihr wollt; aber hebt gläubig und sehnsuchtsvoll eure Hände empor zum Höchsten, das ihr kennt, und stützt sie einer dem anderen, wenn sie sinken wollen: das ist das Geringste, was ihr tun könnt, das ist eure selbstverständlichste Pflicht und ist das Recht derer, die sterben, damit wir leben können.



Aus den Kämpfen an der Yser: Die Trümmer der von den Deutschen zusammengeschossenen Stadt Nieuport, die von den Engländern, Belgiern und Franzosen mit äußerster Hartnäckigkeit gehalten wird.



Auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Am Feuer bei Dixmuiden. Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Eine überraschend angegriffene Landsturmpatrouille im Schützengraben.

Unsere Männer im Felde.

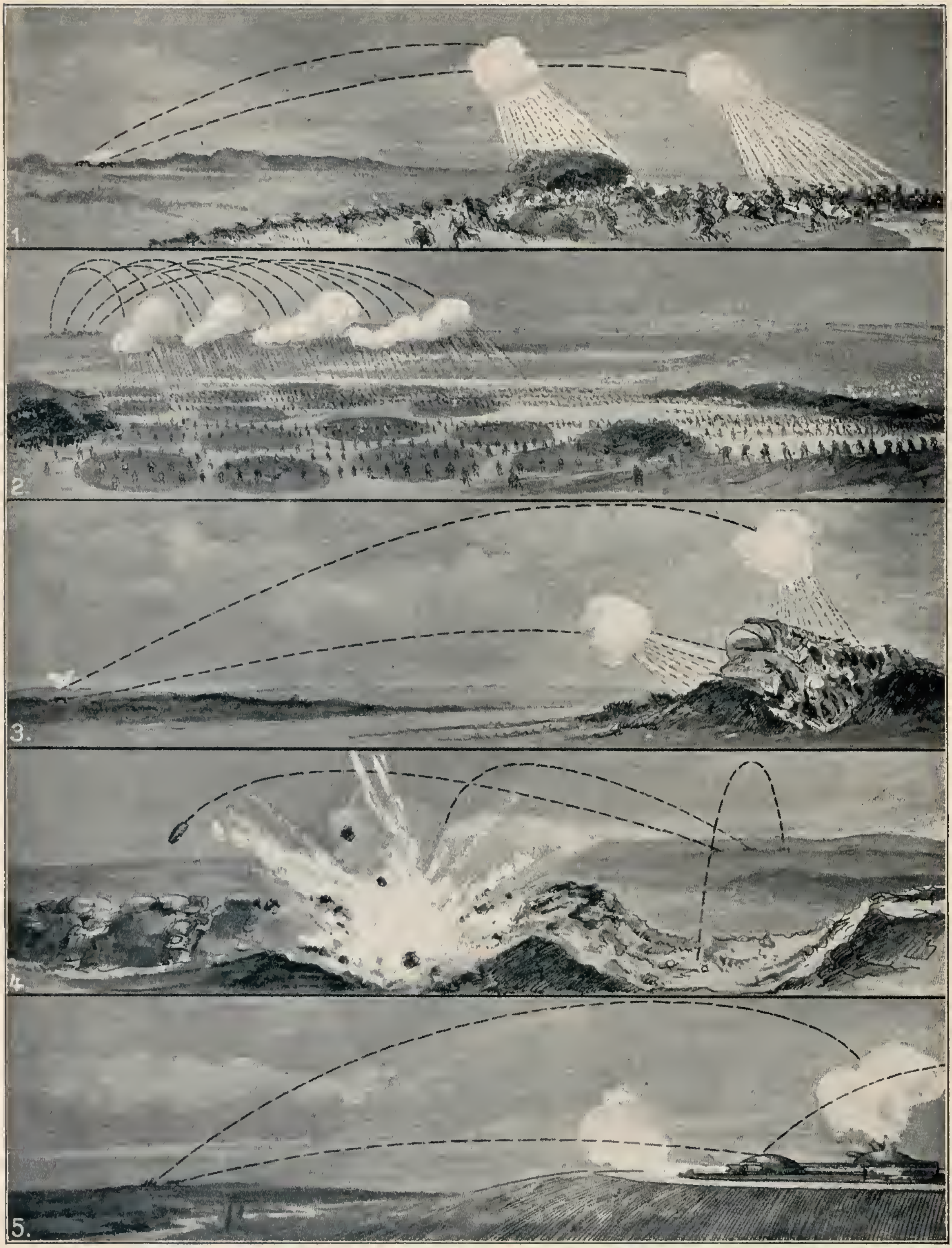


Truppenunterstände mit Schutz gegen Artilleriefeuer auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Hofphot. Krajewsky.



Aus den Kämpfen am Yserkanal: Gedeckte deutsche Infanteriestellung bei Nieuport.

Vom Kriegsschauplatz in Ost und West.



Das Artilleriefeuer im Feldkrieg. 1. Wirkung des Schrapnells mit Streuungskegel. 2. „Rafale-Feuer" — der Feuerüberfall, den die französische Feldartillerie gegen Infanterie-Angriffe anwendet. 3. Indirektes Haubitz-Feuer aus verdeckter Stellung, sowie unwirksames direktes Flachbahn-Feuer. 4. Wirkung einer Granate mit Brennzünder gegen lebende Ziele hinter Deckungen. 5. Wirkung einer Granate mit Aufschlagzünder gegen Panzertürme im Bogenschuß des Steilfeuergeschützes, sowie im Flachbahnschuß, der ohne Wirkung bleibt. — Die Artillerie verwendet nach der verschiedenen Art und Lage der Ziele verschiedene Geschütze und Geschosse. Lebende, sich bewegende und ungedeckte Ziele werden mit Flachbahngeschützen, den Feldkanonen (Abb. 1 u. 2), Ziele hinter oder unter feldmäßigen Deckungen (Abb. 3 u. 4), die nur von oben zu treffen sind, werden durch Steilfeuergeschütze mit mäßigem Bogenschuß, die leichten Hau-bitzen, bekämpft; gegen sehr widerstandsfähige wagerechte Deckungen, z. B. Panzertürme (Abb. 5), wird aus Steilfeuergeschützen mit stark gekrümmter Flug-bahn, den schweren Haubitzen und Mörsern, gefeuert. Die Steilfeuergeschütze schießen meist indirekt, das heißt aus verdeckter Stellung, wie die obere Flugbahn auf Abb. 3 zeigt. Als Geschoß kommt gegen alle lebenden, nicht dicht hinter Deckungen oder unter Eindeckungen befindlichen Ziele (Schützenlinien, Kolonnen) das Schrapnell zur Anwendung, das zu einem bestimmten Zeitpunkt vor oder über dem Ziel platzt und durch seine Füllkugeln und Sprengteile, die sich in einem Streuungskegel in der Flugbahnrichtung ausbreiten, auf das Ziel wirkt (Abb. 1 u. 2). Gegen lebende Ziele, die hinter Deckungen oder unter schwachen Schutzwehren geschützt sind, wird die Granate mit Brennzünder benutzt, deren zahlreiche Sprengstücke nach dem Platzen nach allen Seiten mit verheerender Wirkung fortgeschleudert werden (Abb. 4). Zum Zerstören widerstandsfähiger Ziele werden die Granaten mit Aufschlagzünder im Bogenschuß der Steilfeuergeschütze verwendet (Abb. 5), die nicht allein durch ihr Gewicht, sondern auch durch die Kraft ihrer Sprengladung wirken.



Unterkunftshütten der österreichisch-ungarischen Armee auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Phot. Kilophot G. m. b. H. Wien.



Inneres eines von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberten befestigten serbischen Lagers nördlich von Glusce Macova. Bei Errichtung von Lagern, Erdhöhlen und Pionierbauten zeigten die Serben eine große Geschicklichkeit. Phot. Kilophot G. m. b. H. Wien.

Von den Kämpfen in Serbien.



Ein Stabsquartier im vordersten Schützengraben 80 m vor dem Feind, aufgenommen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Der Unterstand des Bataillonsstabes weist sogar den Luxus einer Schiebetür und einer Strohschicht mit Schlafdecken im Innern auf.



Ein deutscher Landsturmmann in Winterausrüstung auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Neben warmer Unterkleidung und Kopfschutz hat die Heeresverwaltung auch für die Ausrüstung der Truppen mit Pelzmänteln gesorgt, die unsere Feldgrauen der Winterlandschaft anpassen.



Vom Kriegsschauplatz in Serbien: Oesterreichische Feldbefestigungen in den Bitvasilümpfen. Phot. Kilophot G. m. b. H. Wien.

Kriegsbilder aus Ost und West.



Moritz Freiherr v. Bissing, Generalgouverneur von Belgien. Der Nachfolger des dem Hauptquartier des Sultans zugeteilten Freiherrn v. d. Goltz wurde im Jahre 1844 zu Bellmannsdorf in Schlesien geboren und gehörte von 1863 bis 1908 dem deutschen Heere an. Seit dem Ausbruch des Krieges war er stellvertretender Kommandeur des 2. Armeekorps in München. Den Krieg 1870/71 machte er als Ordonnanzoffizier des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, mit, später wurde er Flügeladjutant Kaiser Wilhelms II., mit dem ihn freundschaftliche Beziehungen verbanden. Während der sieben Ruhestandsjahre war er Mitglied des Herrenhauses.

Hofphot. Nic. Perscheid.

Der Weltkrieg.

17. Kriegsbericht von Generalmajor v. Loebell.
(28. November bis 4. Dezember.)

Wenn im letzten Bericht auf die Karte verwiesen wurde, so geschah dieses, weil sich jeder Leser an der Hand dieser die Gefährlichkeit der deutschen Operationen bei Lodz für Flanke und Rücken der Russen klarmachen konnte. Der russische rechte Flügel war durchbrochen, die rückwärtige Verbindung arg bedroht. Es soll als eine strategische Leistung anerkannt werden, daß die Russen mittels der Bahn von Süden und Norden und dann mittels überraschend schnell wieder hergestellter Bahn von Warschau nach Westen frische Kräfte in Überzahl vorführten. So wurden die umfassenden deutschen Kräfte, wie das so häufig in der Kriegsgeschichte vorkommt, selbst umfaßt. Es trat das ein, was uns das Große Hauptquartier am 1. Dezember meldete, daß Teile der deutschen Kräfte östlich Lodz in Flanke und Rücken ernstlich bedroht, in zwei Fronten drei Tage gegen Übermacht kämpfen mußten, bis es ihnen gelang, den gefährlichen Ring zu durchbrechen, dabei aber — und das ist die glänzende, in der Kriegsgeschichte vereinzelt dastehende Waffentat — noch 12000 Gefangene zu machen. Dadurch befinden sich die Russen wiederum, nach ihren eigenen Berichten, in kritischer Lage. Das festgestellte Ergebnis dieser Kämpfe ist jedenfalls ein ungemein großer Verlust der Russen an Gefangenen und Kriegsmaterial. Und dieser Materialschaden ist schwer zu ersetzen, dürfte außerdem bei eintretendem Rückzuge sich noch erheblich steigern. Wenn zwar die Entscheidung auf dem östlichen Kriegsschauplatze noch nicht erfolgt ist, sind doch gute Aussichten auf der deutschen Seite vorhanden. „Weiter vorwärts, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt", mit diesen stolzen Worten konnte mit Recht der neue Feldmarschall seine Truppen begrüßen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz müssen wir uns für diese Berichtswoche mit dem politischen Erfolg begnügen, den die niederschlagende Nachricht von dem Scheitern der russischen Offensive hervorbrachte. Allzu kurz war der Siegesrausch und zu groß waren die Hoffnungen, die sich die Verbündeten auf das Überfluten Deutschlands mit dem russischen Millionenheere gemacht hatten, so daß die gegenteiligen Nachrichten auch auf die



Vom Kriegsschauplatz in Serbien: Serbische Franktireurs, sog. Komitatschi, die von den Österreichern und Ungarn bei Mitrowitza gefangen wurden. An dem besonders auf dem Balkan üblichen Bandenkampf beteiligte sich die Mehrzahl der serbischen Zivilbevölkerung, sogar Frauen, Kinder und Greise.

Phot. Kilophot G. m. b. H. Wien.



Der Winter in den Karpathen. Die starken Schneefälle in den Karpathen ermöglichten den österreichisch-ungarischen Truppen die Errichtung vorzüglicher Schutzbauten mit unterirdischen Gängen, die die einzelnen Posten- und Schützenstellungen miteinander verbinden. Munitions- und Nahrungszufuhr sind dadurch weniger gefährlich geworden.

kriegerischen Operationen unserer Gegner im Westen einwirken werden. Auf unsere deutschen Soldaten machen politische Nachrichten keinen Eindruck. Es läßt uns zum Beispiel kalt, daß die Portugiesen gegen uns eingreifen, und daß Russen sowohl wie Franzosen die Japaner als letzte Rettung zu Hilfe holen wollen. Wir begnügen uns damit, daß unsere Gegner an keiner Stelle der langen Kampffront vor uns sich sicher fühlen, bald hier bald dort einen Durchbruchsversuch vermuten und nervös werden durch die ständige Furcht, daß bei gelungenem Durchbruch ihre ganze Front zusammenbricht. Mit Kaltblütigkeit und Ruhe halten wir das fest, was wir vom feindlichen Gebiet besitzen, und erobern hier und dort noch wichtige Punkte hinzu. Stolz und siegesbewußt macht uns das Gefühl, daß wir außer Belgien von französischem Gebiet eine gleich große Landstrecke besetzt haben. Wir werden unserer Gegner schon Herr werden. Die Verluste mögen gleich groß auf beiden Seiten sein, die Tapferkeit auch, wir vermögen aber unsere Verluste mit Leichtigkeit zu ersetzen, da wir noch über Millionen kräftiger Männer verfügen. Auf allen Gebieten militärischer Art haben wir noch etwas in Reserve, das ist unsere Kunst, darauf beruht unsere Siegeszuversicht.

Die Besetzung Belgrads meldet die Kriegschronik dieser Woche. Sie ist weniger militärisch als politisch von Wichtigkeit und wird neben den großen Verlusten die Serben endlich mürbe machen. Den tapferen österreichisch-ungarischen Truppen ist dieser Erfolg zu gönnen.

Die Chronik des Weltkrieges.

Von Generalleutnant z. D. Metzler.

30. November. Bei einem mißglückten Überfall auf deutsche Befestigungen östlich Darkehmen erlitten die Russen am 29. November schwere Verluste; 600 Mann wurden gefangen. — In der südlich der Weichsel fortgesetzten deutschen Gegenoffensive werden 36 Geschütze und 26 Maschinengewehre erbeutet, 14000 Russen werden gefangen. — Vor Przemysl werden im Norden russische Abteilungen zurückgeworfen. — In Serbien erstürmen österreichisch-ungarische Truppen am 29. November den hartnäckig verteidigten Sattelpunkt Suvobar auf dem Wege Valjevo—Cacak. — Kaiser Wilhelm besucht Ostpreußen und besichtigt Truppen und Stellungen bei Darkehmen und Gumbinnen. — Generalfeldmarschall v. Hindenburg wird zum Chef des ungarischen Regiments Nr. 69 ernannt. — General v. Mackensen erhält für die Siege bei Wloclawee den Orden Pour le mérite. — Der türkische Generalstab stellt gegenüber den russischen Falschmeldungen fest, daß die Russen nach der Schlacht bei Köprili 40 km zurückgingen. — Infolge Vorgehens der Türken auf Batum mißlingt es den Russen, an der Mündung des Tschuruk Truppen zu landen. — Eingeborene ägyptische Regimenter beginnen zu meutern. — Mehrere Tausend Somalireiter gehen gegen Ägypten vor. — Französische Brutalitäten gegen die Deutschen in Marokko werden bekannt; der deutsche Postmeister in Casablanca ward erschossen, Konsularagent Brand, die Kaufleute Ficke und Tell und Landwirt Krake wurden zum Tode verurteilt. — Der hollandfeindliche englische Pressefeldzug nimmt an Heftigkeit zu; die holländische Regierung trifft umfassende militärische Maßnahmen, um die Provinz Seeland, die die Scheldemündung umfaßt, gegen einen etwaigen Angriff Englands in Verteidigungszustand zu setzen. — Der nordamerikanische Gesandte Gerard in Berlin erteilt den Rat, man solle sich in Deutschland jetzt nicht gegen Nordamerika wenden, da die Stimmung drüben zugunsten Deutschlands und Österreich-Ungarns umzuschlagen beginne.

1. Dezember. Entgegen dem russischen Generalstabsbericht vom 29. November stellt das deutsche Große Hauptquartier eine ruhmvolle Episode dar, in der am 22., 23., 24. November umzingelte deutsche Truppen nordöstlich Lodz

sich durchschlugen, 12 000 Russen gefangen nahmen und 25 Geschütze erbeuteten. In den Kämpfen der Ostarmee bei Wloclawek, Kutno, Lodz und Lowitsch wurden in der Zeit vom 11. November bis 1. Dezember 80 000 unverwundete Russen gefangen genommen. — In Nordpolen nehmen die Kämpfe ihren normalen Fortgang; in Südpolen werden feindliche Angriffe zurückgeschlagen. Am südlichen Flügel wurde von österreichisch-ungarischen Truppen nordöstlich Wolbrom (40 km) nordwestlich Krakau) ein russischer Angriff abgewiesen. — Nach der Einnahme der Zigeunerinsel bei Belgrad und der Westseite der Festung ziehen österreichisch-ungarische Truppen der fünften Armee in die Hauptstadt Serbiens ein. Ganz Deutschland freut sich mit dem österreichisch-ungarischen Volk, daß der ehrwürdige Kaiser Franz Joseph die Bestrafung der Mörder des Thronfolgers erleben konnte. — Auf den westlichen Kriegsschauplätzen nimmt das württembergische Infanterieregiment Nr. 120 bei der Erstürmung eines starken Stützpunktes im Argonner Walde zwei Offiziere, 300 Mann gefangen. — Der König von England ist an der Front; der Zar begibt sich auf den Kriegsschauplatz. — Nach amtlicher Mitteilung betragen die russischen Offiziersverluste bis 20. November 9702 tote, 19511 verwundete und 3679 vermißte Offiziere. — In Ägypten trafen portugiesische Offiziere ein, denen größere portugiesische Kontingente folgen sollen. — Im Hafen von Lissabon wird ein englischer Dampfer mit portugiesischen Geschützen beladen. — Calais soll nach englischen Meldungen von einer Typhusepidemie bedroht sein; auch die belgische Armee sei vom Typhus durchseucht.

2. Dezember. Der Zusammentritt des deutschen Reichstags bildete eine neue imposante Kundgebung der deutschen Einigkeit und des Willens zum Sieg. Präsident Kaempf und der Reichskanzler hielten eindrucksvolle Reden, und die Forderung von weiteren fünf Milliarden fand einstimmige Annahme; nur der Abgeordnete Liebknecht schloß sich aus. — Kaiser Wilhelm hat in Breslau eine Besprechung mit Erzherzog Friedrich, dem Oberstkommandierenden des österreichisch-ungarischen Heeres. — General Botha begibt sich an die Front gegen Deutsch-Südwestafrika. Nach englischen Meldungen soll De Wet gefangen sein; ob der Gefangene identisch ist mit dem Burengeneral, wurde nicht bekanntgemacht. — Türkische, aus dem Vilajet Trapezunt vorrückende Truppen besetzen im Kaukasus die Stadt Ardanatsch. — Aus der neuesten englischen Marineverlustliste geht hervor, daß die englische Flotte seit Beginn des Krieges 308 Offiziere und 6035 Mann eingebüßt hat, davon an Toten 220 Offiziere und 4107 Mann.

3. Dezember. Auf den westlichen Kriegsschauplätzen werden in Flandern wiederholte französische Angriffe abgewiesen, ebenso in Gegend nordwestlich Altkirch, wo die Franzosen bedeutende Verluste hatten. — Im Osten werden feindliche Angriffe östlich der masurischen Seenplatte unter Verlusten für die Russen abgeschlagen. — Kaiser Wilhelm besuchte die österreichisch-ungarischen sowie die deutschen Truppen bei Tschenstochau und begrüßte die Provinz Schlesien und ihre tapferen Söhne. Am Abend des 3. Dezember traf der Kaiser zu kurzem Aufenthalt in Berlin ein. — Der russische General Rennenkampf wird vom Oberbefehl enthoben und verhaftet. — General v. Scheffer-Boyadel, Kommand. General des 25. Reserve-Armeekorps, erhält für die Kämpfe bei Lodz den Orden Pour le mérite. — Bei dem Zusammentritt der italienischen Kammer gibt der Ministerpräsident Salandra die Erklärung ab, daß Italiens Neutralität keine untätige und lässige, sondern eine tätige und wachsame sein müsse, eine stark gewappnete, die jeder Möglichkeit gewachsen sei. — Die sozialdemokratische Presse in Deutschland verurteilt das Verhalten Liebknechts in der Reichstagssitzung; so sagt die „Mannheimer Volksstimme": „Geschlossener und fester als je steht die Sozialdemokratie, steht das deutsche Volk hinter der Haltung des deutschen Reichstags vom 4. August."

4. Dezember. In Flandern und südlich Metz werden französische Angriffe abgewiesen; im Argonner Wald, bei La Bassée und südwestlich Altkirch machen die deutschen Truppen Fortschritte. — Östlich der Masurischen Seen geraten 1200 Russen in Gefangenschaft. In Westpolen verlaufen die deutsch-österreichisch-ungarischen Operationen regelrecht. — Feindliche Flieger werfen bei Freiburg im Breisgau Bomben herab. — Türkische Truppen rücken östlich von Batum in die Adschara ein und gehen in die Gegend von Ardagan vor. — Ein amtlicher türkischer Bericht teilt mit, daß die türkischen Truppen am Tschuruk-Fluß vor Batum große Erfolge hatten. — Vierzig französische und englische Schiffe kreuzen vor den Dardanellen. — Der Hafen von Tsingtau wurde zum japanischen Kriegshafen erster Klasse erklärt. — In England wird der Verlust des englischen Heeres auf 84 000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten angegeben, in Frankreich der des französischen Heeres, einschließlich der zahlreichen Erkrankten, auf 50 v. H.

5. Dez. Westlich und südwestlich Altkirch erneuerten die Franzosen ihre Angriffe ohne Erfolg. — Die in die ungarischen Komitate Zemplen und Saros eingedrungenen Russen werden über die Grenze zurückgeworfen. — Von deutscher Seite wird amtlich festgestellt, daß die im russischen Communiqué vom 29. November enthaltene Angabe, daß bei Tschenstochau ein deutscher



Ein Meisterwerk deutscher Pioniere: Die größte von den deutschen Truppen errichtete Eisenbahnbrücke. Sie wurde in Nordfrankreich an Stelle einer von den Franzosen gesprengten erbaut. Phot. Rich. Gutschmann.



Deutscher Landsturm auf dem Marsch an der russischen Grenze.



Der westflandrische Ort Ramskapelle, der in dem Ueberschwemmungsgebiet am Yserkanal bei Nieuport liegt. Nach einer englischen Aufnahme.



Eine belgische Patrouille im Ueberschwemmungsgebiet am Yserkanal. Die ausgedehnte Ueberschwemmung, die die Verbündeten herbeiführten, hindert vor Eintritt großer Kälte den deutschen Vormarsch nach Calais, erschwert aber auch alle Bewegungen der Verbündeten.

Angriff gescheitert sei, falsch ist. Wahr ist das Gegenteil: es scheiterte ein Angriff des russischen 17. Armeekorps. — Die Könige Georg und Albert, Präsident Poincaré, sowie die Generale Joffre, French und Lord Kitchener trafen sich in der Nähe von Ypern. Der „Temps" schreibt hierzu: „Es muß dies als ein sicheres Zeichen dafür angesehen werden, daß der letzte entscheidende Kampf sich entwickelt." — Rußland schließt mit japanischen Artilleriewerkstätten einen Lieferungsvertrag für 48 Batterien ab. — Der Zar hat die aktive Armee verlassen; er begibt sich nach verschiedenen Städten Mittel- und Südrußlands, um Verwundete zu besuchen. — Portugal hat eine Infanteriedivision mobil gemacht. In Lissabon sollen Offiziere des englischen Generalstabs erwartet werden, um die letzten Einzelheiten für Portugals Eingreifen vorzubereiten; Expeditionen sind zum Dienst in Afrika ausgerüstet. — An Stelle des erkrankten deutschen Botschafters in Rom v. Flotow wird Fürst v. Bülow mit der Führung der Geschäfte beauftragt.

6. Dezember. Die Deutschen besetzten Lodz aufs neue; die Russen ziehen sich nach schweren Verlusten zurück. — Französische Angriffe westlich und südwestlich Altkirch werden unter starken Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Der Ort Vermelles, südöstlich Béthune, wurde von den Deutschen gesprengt und dann zur Vermeidung von Opfern geräumt. — Feldmarschall Frhr. v. d. Goltz ist nach Konstantinopel abgereist. — England reiht chilenische und norwegische, bei Armstrong bestellte Panzerschiffe widerrechtlich in seine Flotte ein. — Über Irland wird der verschärfte Belagerungszustand verhängt; Ministerpräsident Asquith, der zur Förderung der Rekrutierung in Dublin weilte, war dort Verhöhnungen durch die Nationalisten ausgesetzt. — In Rom wird ein Vertrauensvotum der Kammer für das Kabinett Salandra mit 413 gegen 49 Stimmen angenommen; Italiens bewaffnete Neutralität bleibt demnach zunächst bestehen.

Opfer des Krieges.

Statistische Aufstellungen ergaben, daß seit Beginn des Krieges nahezu 1000 Juristen gefallen sind. Darunter befinden sich 6 Rechtslehrer, 212 Ministerialbeamte, höhere Verwaltungs- und Regierungsbeamte, Richter und Staatsanwälte, 178 Rechtsanwälte, 260 Assessoren, 292 Referendare. In Nordfrankreich starb Generalleutnant v. Oßwald im Alter von 62 Jahren den Heldentod. Ferner fielen die folgenden Träger bekannter Namen: Leutnant d. Res. Ludolf von und zu Lüderitz, Erbherr auf Lüderitz und Schernebeck als letzter seines Geschlechts; Major und Kommandeur Ernst v. Falken-Plachecki; Oberleutnant d. Res. Dr. Hans Wegehaupt-Hamburg; Fahnenjunker Gustav Adolf v. Trotha, als zweiter Sohn des Kammerherrn Gustolf v. Trotha; Oberleutnant Janusch v. Wedel; Leutnant Jmmo Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten; Oberleutnant d. L. Regierungsrat Seyffarth aus Hannover; Generalleutnant v. Grumbkow; Leutnant Freiherr v. Haxthausen; Leutnant Graf Jürgen v. Wedel; Hauptmann Freiherr v. Seherr-Thoß; Hauptmann v. Breitenbuch, Kgl. Hofkammer- und Forstrat; Major v. Puttkamer; Geheimer Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Ministerium der Öffentlichen Arbeiten Dr. Fritz Münchgesang, Kommandeur der 2. Munitionskolonnen-Abteilung, †; Rittmeister Franz Jonas, Sohn des Generalleutnants z. D. Jonas; Oberleutnant d. R. Freiherr Friedrich von und zu der Tann; Hauptmann Albert Freiherr v. Werthern; Fahnenjunker Albrecht v. Czettritz und Neuhaus; Ernst Dietz, ein Patenkind Kaiser Wilhelms I.

Die Toten.

Aus Rom wird der Tod des weltbekannten italienischen Staatsmannes Marchese Emilio Visconti-Venosta gemeldet, der ein Alter von 85 Jahren erreicht hat. Seine politische Laufbahn führte ihn als Gesandten nach Konstantinopel und dreimal an die Spitze des Ministeriums des Äußeren, wo er großen Einfluß auf die Geschicke seines Vaterlandes nahm. Er war der Verfasser des Garantiegesetzes und begleitete den König auf seinen Reisen nach Wien und Berlin, und schloß auch den Frieden mit Österreich. Den Beschuldigungen, daß er gegen den Dreibund sei, trat er energisch entgegen, und ist vielmehr, der politischen Lage gerecht werdend, stets ein Hüter des Bundes mit Deutschland und Österreich-Ungarn gewesen. — Im Alter von 90 Jahren ist in Münster i. W. der Nestor der deutschen Physiker und Entdecker der Kathodenstrahlen Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Wilhelm Hittorf gestorben. In Köln erlag der Direktor des Wallraf-Richartz-Museums Alfred Hagelstange, ein Mann von hervorragendem Kunstverständnis, einem schweren langwierigen Leiden. Der frühere ordentliche Professor der juristischen Fakultät Jena Erich Danz starb dort im Alter von 64 Jahren. Hochbetagt verschied in Potsdam der General der Infanterie August Wilhelm v. Seebeck, Kurator der Kaiserin-Augusta-Stiftung, der auf eine sechzigjährige Dienstzeit zurückblicken konnte. Der Lyriker Georg Trakl, der als Angehöriger der Sanitätstruppe den Feldzug durch Galizien mitgemacht hatte und geistiger Umnachtung verfallen war, wurde in Krakau durch den Tod erlöst. Auch einen anderen beliebten österreichischen Künstler, den Komponisten Eduard Kremser, hat der Tod ereilt. Ferner starb in Wien der Petroleumgroßindustrielle W. H. Mac Garvey im Alter von 71 Jahren, und aus Prag kommt die Kunde vom Tode des deutsch-böhmischen Führers und österreichischen Herrenhausmitgliedes Alexander Richter. Der russische Gouverneur von Lemberg Graf Bobrinsky erlag einem Schlaganfall. Ferner starb der Amerikaner Admiral Mahan, einer der bekanntesten Marineschriftsteller der Gegenwart. Am 29. November verschied in Hohwald in den Vogesen der aus Straßburg gebürtige Landschaftsmaler Anton Dieffenbach im Alter von 83 Jahren. In seinen Landschaften hat er die Schönheiten der Vogesen verherrlicht. Einem langen und schweren Leiden erlag in Zürich Professor Arnold Lang. Er war einer der bedeutendsten Schüler Ernst Haeckels und einer der gründlichsten Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungslehre.

Zu unserer Kunstbeilage.

„Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen, die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht" — diese Worte des Freiheitsängers hat Professor Ludwig Dettmann, der Direktor der Akademie in Königsberg, unter das dritte Blatt seiner in R. Voigtländers Verlag in Leipzig erschienenen, höchst wirkungsvollen Künstlersteinzeichnung „Der heilige Krieg" gesetzt, das unsere Kunstbeilage wiedergibt. In ernstem Jubel hallt das Wort in unserem Herzen wider, wie für uns geschrieben, denn die Saat ist reif, und unsere Schnitter, die im Osten und Westen in erbitterten Kämpfen die Reihen der Feinde niedermähen, zaudern wahrlich nicht. Wie ein Symbol für die gegenwärtige große Zeit erscheint uns das Bild in seiner markigen Kraft und in der fesselnden Wucht der Darstellung. Der Geist der Ahnen, den der Künstler rückschauend in seinem Werke feiert, er beseelt auch heute das deutsche Volk, das wie einstmals seine heiligsten Güter, sein gutes Recht gegen die Tücke der Feinde verteidigt. Der gewaltige Wille zum Sieg, den Dettmann in jeder Bewegung der vorwärtsstürmenden Kämpfer zum Ausdruck gebracht hat, stählt auch unsere Krieger zu ihrem großen Werk. Der fanatischen Begeisterung, die aus den entschlossenen Mienen leuchtet und uns Ehrfurcht vor der Reinheit des Empfindens weckt, trotz des blutigen Mordhandwerks, sie ist auch heute lebendig, sie fliegt über das deutsche Land mit jeder neuen Siegesnachricht, sie spornt unsere Heere zu unerhörten Leistungen an und läßt Millionen Hände sich in eifriger Liebesarbeit regen. Denn wir sind einig und Notwehr machte es uns zur heiligen Pflicht: „Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen . . ."



Ein österreichisch-ungarischer Kavallerieangriff auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Nach einem Gemälde von Fr. Kienmayer.

Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Der schmierige Kutscher, ein hebräischer Mann mit schön gedrehten Schläfenlocken und einem Käppchen auf dem Scheitel, begrüßte Gehrken mit freundlichem Lächeln.

„Besser ssu fahren, als ssu gehen ssu Fuß, Herr Grof," meinte er. „Ssu Fuß tritt uns der Herr Soldot auf de Fieß oder der Herr Kosak reitet einen über den Hauf."

„Was sollen denn nur die vielen Truppen?" fragte Kurt. Da zog der Hebräer die Schultern bis an die Ohren, wedelte mit den Händen aus den Achselhöhlen und entgegnete:

„Was waiß der Jsidor Pinkeles, ssu was se sammeln de Herren Soldoten. Se sind halt do, de Soldoten — nebbich!"

Dann rumpelte das Gefährt stoßend und schwankend über die mit tiefen, schlammgefüllten Löchern gesegnete, holperige Pflasterstraße, die rechts und links von prächtigen Läden und öffentlichen Gebäuden flankiert war. Ihre lange Zeile wurde übrigens öfter von einem jämmerlich verwahrlosten Hause unterbrochen. Und vor den Schaufenstern lungerte junges und altes Gesindel herum, meist barfüßig. Soldaten mischten sich darunter, ihrer Gesichtsbildung nach oft tief aus den Steppen kommend. Wild und begehrlich musterten sie die ausgestellten Herrlichkeiten, an denen sie sich nicht vergreifen durften. Aber ihre Offiziere hatten ihnen gesagt, jenseits der Grenze, da gäbe es noch viel schönere Dinge, die sie dann als Beute betrachten dürften. Und der stumpfe Sinn dieser Halbwilden träumte nun von nichts, als von Morden und Plündern drüben, in dem andern Lande, wo man damit umginge, das heilige Rußland zu überfallen, um das Väterchen Zar abzusetzen, einen neuen, heidnischen Glauben einzuführen und andere Schandtaten zu begehen.



Der deutsche Michel. Nach einem Gemälde von Martin Wiegand.

Nie hatte Kurt den Gegensatz zwischen der Ordnung und Sicherheit in Deutschland und dieser kaum übertünchten barbarischen Verlotterung Rußlands so empfunden wie jetzt, als er so in der schäbigen Kalesche durch die Straßen fuhr, vor sich den unkultivierten Kutscher, dessen Peies rechts und links des kleinen Tuchmützchens im Winde wehten. Er fühlte sich geradezu angewidert. Und nun noch die Bedenken über diese Massenanhäufung von Soldaten, die sich hier kaum zwei Tagemärsche von der Grenze stauten. Das deutete auf nichts Gutes.

Jämmerlich ratterte und schwankte der Wagen, drohte öfter gar umzukippen, und der Kot spritzte, wenn's durch eins der Schlammlöcher hindurchging. Ein halbtrunkener Kerl in roter Bluse kriegte unversehens solchen Spritzer ab. Er hob seinen Knüttel drohend gegen Kurt und gröhlte: „Wart' nur, du deutsches Schwein! Euch wollen wir's noch eintränken!"

Was bedeutete das alles? Jäh schien sich die Volksstimmung seit den wenigen Wochen, die er in Deutschland verbracht, geändert zu haben, denn der trutzigen Gesichter, die ihm, den hier fast jeder kannte, herausfordernd nachblickten, sah er viele. Nun fuhr der Wagen durch Seitenstraßen dahin. An einer hohen Mauer, von einem finsteren Gebäude überragt, ging es vorüber. Ein Gebälk wie eine riesige Teppichstange ragte darüber hervor. Dort baumelte in grauem Sünderhemde ein Gehenkter.

Schaudernd wandte sich Kurt ab vor dem entsetzlichen Schauspiel.



Blick auf das Tal der Maas bei Hastière im Süden von Namur. Das schöne Tal, das die Schrecken des Kriegs gleich nach Kriegsausbruch kennen lernen mußte, bildete eine der deutschen Vormarschlinien gegen Givet und Reims. Es war der Schauplatz fanatischer Franktireurüberfälle auf die deutschen Truppen, und die blühenden Städte und Dörfer mußten zum Schutz der Deutschen größtenteils in Trümmer gelegt werden.

„Was mag der Unglückliche verbrochen haben?" fragte er den Kutscher.

„Was wird er haben verbrochen, Herr Grof? Püh, was wird er haben verbrochen? Er wird haben verbrochen, was viele verbrechen, wo man nicht läßt machen bammel bammel an den Balken vons Gefängnis, nu, wo man macht seine Knicksen und sagt: Untertänigster Diener, Hochwohlgeboren Eure Exzellenz. Aber er hat nix gesogt, der Isidor Pinkeles, nix hat er g'sogt. Nebbich!"

Er zog die Schultern wieder hoch und trieb seinen Klepper an. Durch ärmlichere Straßen der Vorstadt ging's, dann ragten in der Ferne hoch über die niederen Dächer die schlanken, gewaltigen Essen der Gehrlens-Werke gen Himmel. Dann kamen freundlichere Straßen, die von den hübschen Arbeiterhäuschen der Fabrik besäumt waren. Meist lagen sie hinter kleinen Vorgärtchen. Fruchtbehangene Bäume und mächtige Sonnenblumen lugten über den Zaun. Es war, als täte sich eine andere Welt auf, eine Welt, in der deutsche Tatkraft, deutscher Ordnungssinn und großzügigster Unternehmergeist die Zügel führten. Und waren es auch russische und hauptsächlich polnische Laute, untermischt mit dem originellen Jiddisch der kleinen Hebräer, die aus den Scharen der sich auf der Straße tummelnden Kinder hervorschallten, es war doch, als habe hier gegenüber der Scheinzivilisation, die sich sonst überall breit machte, wohin moskowitische Knutenherrschaft ihren Fuß gesetzt hatte, eine echte Zivilisation ihre segensreiche Herrschaft angetreten.

Kurt fuhr an seinem vornehmen Herrschaftshause vor. Wie eine Insel lag es mit seinen schönen, wohlgehaltenen Anlagen schloßähnlich zwischen dieser rauchenden, lärmenden Welt industrieller Arbeit. Hier hatte der Onkel Benjamin lange Jahre wie ein kleiner König gesessen, hatte eine großzügige Gastfreundschaft geübt, hatte sich dadurch und durch seine offene Hand großen Anhang unter der russischen Gesellschaft erworben und war so nach und nach selber zum Russen geworden, das Prototyp eines anpassungsfähigen Deutschen, der in der Ferne den vielleicht klugen, aber nicht sonderlich herrischen Spruch wahrmacht: „Man muß mit den Wölfen heulen." — Sonst hatte der Onkel Benjamin freilich seine nationalen Eigenschaften bewahrt, und wenn er in der Familie daheim in Deutschland immer nur „der Russ'" genannt wurde, so hatte man doch eine gewisse Hochachtung vor ihm, zumal er es auch verstanden hatte, viel Geld zu machen. Nicht zum wenigsten während des russisch-japanischen Feldzuges hatte er durch bedeutende Armeelieferungen viele Millionen verdient, so viele, daß er nachmals ein wenig lässiger wurde im Geldverdienen und sehr zufrieden war, daß ihm Kurt mehr und mehr und schließlich gänzlich diese Sorge abnahm, so daß er seinen Lieblingswunsch, aus der schmutzigen Provinzstadt nach dem glänzenden Petersburg überzusiedeln,

endlich ausführen konnte. Nun war Kurt alleiniger Herr der ausgedehnten Fabriken und Herr auf diesem wunderbaren, mit allem Luxus ausgestatteten Sitze, und ein Gefühl des Behagens kam in ihm auf, als er an der Rampe vorfuhr.

„Mein Itzig fühlt sich sehr geehrt, daß er hat fahren derfen den allergeheimsten Herrn Grofen Kommerzienrat vor sein Haus, was ist wie de Burg Davids zu Jeruschalem," sagte der Kutscher, schmunzelnd seinen reichen Lohn einstreichend. Dann ratterte das Gefährt wieder davon, das in seiner Armseligkeit einen so krassen Gegensatz zu der Villa mit ihrem säulengetragenen Portikus bildete.

„Alles in Ordnung, Friedrich?" fragte Kurt seinen herbeieilenden Diener.

„Ja, im Hause ist alles in Ordnung, Herr Gehrkens. Aber wie es sonst hier aussieht, das werden Sie wohl bemerkt haben. Man wird sich ja seinen Vers dazu machen können."

„Und welchen Vers macht man sich dazu?"

„Daß wir dicht vor dem Krieg stünden, daß man es auf Deutschland abgesehen habe. Und weiter südlich in Polen soll's gerade so aussehen. Da geht's gegen die Österreicher."

„Einschüchterungsversuche, damit Österreich nicht zu schlimm mit der heißgeliebten serbischen Mörderbande ins Gericht geht. Sie werden einen Krieg nicht riskieren. Es stünde denn doch zuviel für sie auf dem Spiel. Na, wir müssen halt abwarten, bis dies Säbelgerassel wieder aufhört," bemerkte Kurt.

Er durchschritt die weite Halle und ging die Marmorstufen zum Innern des Hauses hinauf. Da überkam ihn in verstärkter Gewalt das Gefühl der Einsamkeit, das ihn so lange schon bedrückt. Und die, die es ihm verscheuchen konnte, die dies schöne Heim erst mit Licht und Wärme erfüllen sollte, die hatte ihn fortgeschickt. Sein Traum, daß ihre anmutige Gestalt hier einst neben ihm wandeln würde, war dahin. Irenes Vorurteil, das ihm eine so bittere Lehre gab, würde zur Folge haben, daß er den Spuren des Ohm Benjamin folgte, daß er unvermählt blieb und das Leben nicht in schöner Harmonie mit einem geliebten Weibe genießen würde. Gewiß, Hunderte deutscher Mädchen würden ihm mit Freude in die Ferne folgen, ohne nationale Bedenken, würden glücklich sein, in eine „glänzende Position" zu kommen, aber das fühlte er jetzt, daß ihn Anmut, Bildung, liebenswürdiges Wesen und gute Familie bei einer Frau allein nicht mehr reizten. Er wollte mehr haben: Charakter, eine starke Lebensauffassung, so, wie sie Irene gezeigt hatte, mochte ihr Standpunkt noch so vorurteilsvoll sein. Er brauchte jemand neben sich, der ihm in seiner Art ebenbürtig war, eine tapfere, feste Kameradin. Und immer wieder mußte er, trotz aller Bitterkeit, die ihn dabei erfüllte, an die Tochter des Professors denken. Der Gedanke, den der Onkel Benjamin vertrat: zur Verstärkung seiner russischen Sache eine Russin zu heiraten, kam ihm schon gar nicht mehr. Maruschka war ja der Typ einer Russin und hatte sicherlich viele Vorzüge, aber in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins hatte er es tief empfunden, welch eine gewaltige Kluft gähnte zwischen deutschem Fühlen und Denken und der Art, wie die russische Frau der höheren Stände das Leben auffaßt. Dem Geschmack abzugewinnen, hätte er ganz Bohemien sein müssen, und er war alles andere als das. Ordnung und Pflichtgefühl, innere Gediegenheit waren ihm doch zu sehr von Hause überkommen, als ein unveräußerliches Erbteil aus der bescheidenen, aber gediegenen Welt der kleinen Leute, aus der seine Familie hervorgegangen war, aus der sie sich erst in stetem Ringen herausgearbeitet hatte.

Aber jetzt konnte sich Kurt nicht lange mehr mit diesen Stimmungen und Erwägungen befassen. Sie waren schon abgeschüttelt, als er seine Gemächer betrat. Andere Fragen wurden jetzt an ihn gestellt, und es hatte ganz den Anschein, als ob seine Tatkraft, seine Entschlossenheit, seine kaufmännische Dispositionsgabe nun vor ihre höchsten Aufgaben kämen. Und wenn er auch nicht daran glauben mochte, daß Rußland wirklich einen Krieg riskierte, diese Soldatenwirtschaft und diese Truppenzusammenziehungen mußten doch schwere Unzuträglichkeiten für die Werke mit sich bringen.

Unverzüglich ließ er seinen Prokuristen zu sich bitten, und bald darauf stand das kleine, verwachsene Männchen mit den listigen Äuglein vor ihm. Der Onkel hatte den Jakob Hammesfahr vor zwei Jahrzehnten vom Niederrhein mitgebracht. Damals war er noch ein bescheidener Kommis, aber Benjamin Gehrkens verstand es immer gut, sich die rechten Leute auszusuchen, die er für die Fabrik brauchen konnte und die so sicher und wacker arbeiteten, daß er sich, wenn es ihm gerade paßte, unbehindert von geschäftlichen Sorgen Tage oder Wochen seinen Liebhabereien, besonders der Jagd, widmen konnte. Und auf den Hammesfahr konnte er sich am allermeisten verlassen. Der kleine Mensch wuchs sich nach und nach zur eigentlichen Seele des Geschäfts aus, so sehr, daß ihn Kurt, nachdem er die Vertretung des Onkels übernommen hatte, öfter ducken mußte, wenn er mit einem gewissen Eigensinn auf seine Majordomus-Stellung in der Fabrik pochte, und unter Umständen gar in seinem bergischen Dialekt dem jungen Herrn gegenüber erklärte:

„Dat han ech geseit, und wat ech geseit han, dat is reiht." Aber schließlich hatten sich die beiden doch ineinander gefunden, und Kurt lernte die absolute Zuverläſſigkeit und das geschäftliche Genie des Kleinen



Englische Darstellung eines Autoüberfalls französischer Afrikaner gegen deutsche Infanterie. Das Bild ist ein typisches Beispiel dafür, wie sehr sich die englische illustrierte Presse wider besseres Wissen bemüht, auch durch ihre in aller Welt verbreiteten Abbildungen die deutschen Truppen als ungeschickt und wenig mutig darzustellen.

so sehr schätzen, daß er täglich dem Onkel recht gab, der immer behauptete:

„Der Kaubes hat zwei Verstände, einen in seinem Kopp und einen in seinem Puckel.“

Nun stand der Prokurist vor seinem jungen Herrn und piepste: „Et war höchste Zeit, dat Ihr zurückkamt, Herr Gehrkens. Hier stinkt et in der Fechtschul' und dat nit zu knapp.“

„Na, dann steckt Euch dagegen mal diese Estremadura Regalia Superiora Extrafeinia ins Gesicht, Hammesfahr,“ entgegnete Kurt und hielt, der einzigen Leidenschaft des Angestellten Rechnung tragend: eine gute Zigarre zu rauchen, das Etui hin, gab ihm auch eigenhändig Feuer, nachdem der Prokurist die Spitze der Importe mit seinen bemerkenswert großen und guten Zähnen abgebissen und ausgespuckt hatte. Dann tat er mit großem Behagen einige Züge und bemerkte:

„Die Zigarr' is gut, dagegen is nix zu sagen Herr Gehrkens, aber dat Stinken in der Fechtschul', dat bleibt eso, und ich wollt' von Herzen, ich könnt' jetzt die ganzen Gehrkens-Werke auf den Puckel nehmen und in den Wupperbergen oder im Siebengebirge, oder sonst an einem sichern Ort abladen. Et wird bös, Herr Gehrkens, et wird verflucht bös. Der Hammesfahr hat et Euch gesagt.“

Kurt runzelte die Stirn. „Ich mag und kann nicht daran glauben,“ sagte er. „In den neunziger Jahren — na, ich konnte damals ja noch nicht mitreden und plagte mich noch mit der Regeldetri herum — soll man ja noch weit mehr mit dem Säbel gerasselt und ein Dutzend Armeekorps an die Grenze geworfen haben. Das sagt gar nix. Nichts als ein Bluff, um die Österreicher wegen Serbien ein wenig einzuschüchtern!“

„So? Meint Ihr? Aber et sind da doch so allerlei Symptome, die sehr zu denken geben. So ist beispielsweise seit acht Tagen die Zensur dermaßen verschärft, daß wir keinen einzigen Brief mehr aus Deutschland gekriegt haben, auch keine Zeitung. Von Ihnen hab' ich dat letzte Schreiben vor zehn Tagen erhalten, und seitdem weiß die Fabrik nit, ob Sie leben oder tot sind.“

„Ich denke, ich bin noch sehr lebendig,“ brummte Kurt. „Aber diese Sachen gefallen mir allerdings nicht. So schlimm hatt' ich mir das nicht gedacht. Und wegen der Briefe, da muß ich doch mal vorstellig werden.“

„Da können Sie höchstens eine freche Antwort kriegen, denn selbst die, die immer die Hand aufhielten und so taten, als wenn sie unsere dicksten Freunde wär'n, machen uns schäbige Gesichter. Und da die Blätter über die auffälligen Truppenanhäufungen das Maul halten müssen und auch scharf unter dem Ausnahmezustand stehen, so hetzen sie schlimmer als je gegen die Deutschen.“

„Hm, unter diesen Umständen war es ja ganz politisch, daß ich dem Wunsch des Ohms Benjamin gefolgt bin und mich naturalisieren ließ.“

Der Kleine zuckte die Achseln. „Getaufte Juden und naturalisierte Deutsche, das kommt den ‚echt russischen Leuten‘ auf eins heraus,“ bemerkte er.

„Das wollen wir doch mal erst abwarten. Jedenfalls werde ich fortab meine Forderungen und Wünsche nicht mehr als geduldeter Deutscher, sondern als russischer Untertan durchdrücken. Ich versteh' eigentlich nicht, Hammesfahr, weshalb Sie nicht auch den Verhältnissen Rechnung trugen. Ich denke, Sie sind doch unserm Werk für immer zugeschworen, werden hier leben und sterben.“

„Sterben, dat weiß ich noch nit, Herr Gehrkens. Ich dachte so daran, in den alten Tagen mal wieder meinen Morgenspaziergang im Burgholz zwischen Cronenberg und Elberfeld zu besummeln, und nachher dat Sterben in der Heimat zu besorgen. Na, und wegen dem Leben hier in der Ferne, da mein' ich, wer so 'nen Tornister mitzuschleppen hat, wie ich, der müßte auch den Mut haben können, dat zu bleiben, wat er is, nämlich ein Deutscher. Aber dat mag jeder halten, wie er et für richtig hält.“

Kurt biß sich leicht auf die Lippen. „Ja, ja, das ist einem jeden seine eigene Sach',“ entgegnete er.

„Auf Rosen werden wir wohl nit gebettet werden,“ fuhr der Prokurist fort. „Gestern kam ein Befehl vom Festungskommandanten, innerhalb vierundzwanzig Stunden eine genaue Liste aller in den Fabriken beschäftigten Deutschen einzureichen, das Alter anzugeben, und auch, ob der betreffende Mann deutscher Heerespflichtiger wär'. Im übrigen weiß ich, daß wir bereits heimlich kontrolliert werden. Na, sie sollen nur kontrollieren. Ich hab' et doch fertig gebracht, auf weiten Umwegen über Schweden an die richtige Stelle eine Warnung zu schicken, wie dat hier aussieht. Man weiß doch, wat man seinem Vaterland schuldig is, wenn sie 't überfallen wollen.“

„Mensch, das kann Ihnen Sibirien eintragen, unter Umständen gar das Leben!“ rief Kurt erschrocken. — „Aber hier riecht es ja wirklich brenzlicht.“

„Ja, wie gesagt, dat tut et. Und dann sollten Sie mal die Tiraden der Zeitungen lesen, daß Rußland unter keinen Umständen dulden könne, daß Österreich das heldenmütige serbische Brudervolk überfiele, ja, sogar die verleumderische Beleidigung, als stäke dies Brudervolk mit den Mördern unter einer Decke, dat müßte schon blutig gerochen werden. Bestellte Arbeit!“

„Haben Sie das Verzeichnis der bei uns beschäftigten Deutschen schon abgesandt?“

„Natürlich, ich mußte ja wohl. Ihren Namen hab' ich weggelassen, Herr Gehrkens, denn Sie gehören ja in diesem Sinne nicht mehr zu uns.“

Wieder biß sich Kurt auf die Lippen. „Es ist selbstverständlich, Hammesfahr, daß ich durchaus für alle meine deutschen Angestellten eintrete. Ich denke, darin sind wir doch vollkommen solidarisch. — Hm, die eingeforderte Liste bedeutet schließlich nur eine der üblichen Quälereien, die weiter keinen Zweck hat, als uns die Herren zu zeigen. Aber immerhin! Haben Sie sonst irgend etwas getan oder angeordnet — in Anbetracht etwaiger Überraschungen?“

„Als ich gar keine Nachrichten von Ihnen bekam, habe ich an Euren Herrn Onkel telegraphiert. Vielleicht hat's ihn noch getroffen. Er wollte ja nächster Tage seine Petersburger Datsche mit einem Hotel in der Schweiz vertauschen. Ich hab' noch keine Antwort gekriegt. — Stutzig hat et mich auch gemacht, daß die Bank mit allerlei Schwierigkeiten kommt, wenn wir von unserm Geld abheben wollen. Et sieht so aus, als könnt' et uns wohl passieren, daß man uns die Sache sperrte. Unser Kassenbote, der Neumann, will gehört haben, wie der Kassierer zu einem andern leise sagte: ‚Na, nächstens werden die Deutschen was ganz anderes kriegen als Geld.‘ Unter diesen Umständen hab' ich von den eingehenden Geldern soviel als möglich zurückzuhalten gesucht und hab' sie nit auf die Bank tragen lassen. Sie sind auch nit in unsern Tresors, Herr Gehrkens. Sie sind an einem sichern Ort. Man kann nit wissen.“

Kurt faßte den Krüppel an der Schulter. „Mensch!“ rief er, „Sie waren immer ein kühler Kopf und keine Bangebüx, und nun fangen Sie wohl gar schon an, Geld und Schmuck zu vergraben, wie ein altes, ängstliches Weib. Ist es denn wirklich so schlimm?“

„Ja, Herr Gehrkens, so schlimm is et und vielleicht noch viel, viel schlimmer.“

Kurt ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „Nein, nein! Dieser Wahnsinn kann nicht übermächtig werden. Die Welt würde ja in Flammen aufgehen,“ sagte er dumpf.

„Seit wann hat denn hier einmal die Vernunft regiert? Dat is lange her,“ bemerkte Hammesfahr. „Hier geschieht ja doch nit, wat dat Männeken auf dem Thron will, sondern dat, wat ein ehrgeiziger Großfürst, ein paar wütige Weiber und ein Händchen voll Kriegshetzer wollen. Und der allgemeine, künstlich geschürte Deutschenhaß, der Neid auf unsere Leistungen und Erfolge, machen dat Stücksken fertig. Wir haben gute Zeiten erlebt, Herr Gehrkens, nu kommen die bösen, die ganz bitterbösen. Nu heißt et, die Ohren steif halten, wenn sie uns nit abgeschnitten werden von diesen Halunken.“

„Ja, Hammesfahr, bis zuletzt auf dem Posten bleiben, das ist die Sache!“ rief Kurt und schüttelte seinem Angestellten die Hand. „Aber schließlich, was können sie wollen? Hier bei uns handelt es sich um die Sache eines russischen Untertanen und darum,



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Ein Feldgottesdienst nach einem Begräbnis. Phot. Kilophot. G. m. b. H. Wien.

zweitausend Arbeiter in Brot zu halten. Die arbeitslos zu machen, das hieße Revolution."

„Nee, Herr Gehrkens, dat hieße nur ein kleines Einzelrevolutiönchen. Und dafür sind ja mehr Kosaken hier herum, als nötig."

„Also arbeiten wir, arbeiten wir weiter! Das andere wird sich dann alles finden," sagte Kurt entschlossen.

„Ja, wat könnten wir anderes machen? Also arbeiten wir," stimmte der Krüppel zu, bat um Feuer für seine bei der Unterredung ausgegangene Zigarre, sagte trocken: „Dann adjüs, Herr Gehrkens!" und schlurfte auf den dünnen Spinnenbeinchen aus dem vornehmen Junggesellen-Arbeitszimmer.

14.

Der Weltbrand war angefacht. Heimtückisch und feige hatte der Moskowiter noch versucht, die Flamme, die er, wenn auch unter Sträuben auf Drängen der Kriegspartei, angezündet, vor den spähenden Augen zu verdecken. Heuchlerisch veranlaßte er noch den Deutschen Kaiser zu Verhandlungen, nur um für die längst vorbereitete Mobilisierung seines Heeres einige Tage Zeit zu gewinnen, Zeit, um die Nachbarn desto wirksamer überfallen zu können. Ein Wutschrei über die russische Tücke ging durch das deutsche Volk, aber noch höher loderten die Flammen der Empörung, als es deutlich wurde, daß der willenlose, schwache Mann auf dem Zarenthrone nur der Geschobene war, daß England, das seit alters her gerne im trüben fischte, den Gipfelpunkt seiner sprichwörtlichen Perfidie erklettert hatte. Der Zorn auf die französischen Revancheschreier trat fast zurück gegen diesen großen heiligen Zorn über die Schändlichkeit Rußlands und Englands. Und für all den lodernden Zorn der Nation fand der Kaiser das befreiende Wort: „Jetzt aber wollen wir sie dreschen!" Im Handumdrehen war das friedlichste, arbeitsamste Kulturvolk der Welt das kriegsfreudigste, schlagfertigste, das je die Welt sah, und mit der Präzision eines Uhrwerks vollzog sich in Ost und West des Reiches der Aufmarsch der gewaltigen deutschen Armeen, die bewunderungswürdig gerüstet waren. Die Abschiedstrauer wurde fast niedergehalten von der hohen, freudigen Siegeszuversicht, und indes die Armee ins Feld rückte, drängten sich noch Millionen Militärfreie, alt und jung, stürmisch heran, um als Kriegsfreiwillige eingestellt zu werden. Unausgesprochen hallte der Ruf: „Zu den Waffen!" durch jede Brust, und der Schwur: „Wir wollen siegen, wir müssen siegen!" straffte jede Faust. —

Kommerzienrat Gehrkens kehrte heim aus der Stadt; er kam zu Fuß, obgleich er sich, ein wenig gichtisch, des Gehens etwas entwöhnt hatte. Eins seiner Autos war für Kriegszwecke erworben worden. Es machte ihm wenig Sorge, daß er nur die Hälfte der Summe dafür erhielt, die es ihn vor nicht langer Zeit gekostet hatte. Das andere Auto war ihm verblieben, aber es konnte ihm nichts nützen, da der Benzinbezug gesperrt und auch sein Chauffeur zum Militär eingezogen war. (Fortsetzung folgt.)

Die Lichtreklame.

Zeitgemäße Betrachtungen. Von Dr. H. Friedemann.

Weiß man noch, wie es damals vor dem Krieg in den Großstadtstraßen, vor allem aber in den Straßen der Reichshauptstadt aussah, sobald die Dunkelheit anbrach? Eine andere, bizarre Welt flammte aus der Nacht. Riesenbuchstaben, weiße, goldfarbene, rote, grüne, bildeten sich auf den Dächern. Sie glommen auf und erloschen. Sie wechselten verwirrend ab, und waren immer neue Schriften. Flammen liefen gefräßig an ihnen auf und ab, die glimmenden Wortzeichen krümmten und wanden sich, wie von schmerzhaftem, nervösem Leben ... Ein Wind schien durch die Straßen zu spielen und die Lichter bald auszulöschen, bald anzufachen, ruhelos. Alles flammte und schrie, wand sich und züngelte, neckte und überraschte, betäubte und blendete, daß die ruhigen Lichterreihen der Straße von der Unruhe mit erfaßt wurden und die nächtliche Helle wie in Verstörtheit flackerte.

Seit dem Krieg ist es anders geworden. Das bunte Feuerspiel ist erloschen, die Straßen liegen wieder unter ihrem ernsthaften, sachlichen Licht. Sie spiegeln das Wesen der Zeit, die in allen Dingen der Arbeit und des wirtschaftlichen Beharrens eine nie gehoffte Festigkeit zeigt, dafür aber auf den spielerischen Überfluß freiwillig und ohne Bedauern verzichtet. Oder es doch im Anfang des Krieges tat. Denn allmählich glimmen hier und da die Lichtbuchstaben wieder auf. Die wirtschaftliche Ruhe hat ihnen Mut gemacht. Besser wäre es freilich, sie verharrten in ihrem Schlaf und kämen auch in der Friedenszeit nicht wieder. Von der falschen Lebendigkeit, die sie in die nächtliche Straße bringen, der Unruhe, mit der sie das Beleuchtungsbild allenthalben zerstören, der Häßlichkeit, mit der sie nachts die Linien der Häuserfronten und tags den Dachfirst verderben, von ihrer üblen Wirkung auf Auge und Nerven des Großstädters hat man in letzter Zeit gesprochen; ich sage darin nichts Neues. Aber gegen diese Art der Reklame gibt es noch Einwände, die über die Ästhetik hinausgehen.

Der Krieg hat so vieles erzwungen, dessen Wirkung unter der wiederkehrenden Formel steht: „Es geht auch so" ... War uns die Lichtreklame nötig? Und wenn man eine solche Fragestellung ablehnt, ließ sich ihre Art noch lange, noch ins Ungemessene fortsetzen! Zwei Wege gab es. Entweder man verzichtete darauf, den Leistungen Newyorks und Chicagos gleichzukommen, und schränkte die Lichtreklame wieder ein; dazu gab es schon Ansätze. Oder man überamerikanerte die Amerikaner, steigerte das Ausrufertum des Lichtes ins Riesenhafte, bis diese Art der Straßenbeleuchtung die Alleinherrschaft, das Stillose durch seine Übermacht wieder Stil hatte ... auch dafür gab es Ansätze.

Man verkennt nicht, daß eine solche Entwicklung möglich wäre; ebenso gewiß aber ist es, daß sie in ihrem Enderfolg sich selbst wieder aufheben müßte. Die Lebensbedingung jeder Reklame ist: sich zu unterscheiden, vor den anderen herausgehoben zu sein. Nur unter dieser Voraussetzung erreicht sie ihren Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen. Wer aber liest eine Glühlampenschrift, die auf das Auge längst nur noch als ein Lichtkörper innerhalb der übrigen Stadtbeleuchtung wirkt? Sind alle Fassaden von Lichtschnüren eingerahmt, alle Portale von Lichtflächen überdeckt, alle Dächer mit Lichtbuchstaben garniert, so wird man die Flammenschrift nicht anders sehen, als eine Bogenlampe. Sie fällt nicht mehr auf; ja, nicht einmal daß es Buchstaben sind, auf die ihre Leuchtkörper verteilt sind, dringt noch ins Bewußtsein. Was bleibt der Lichtreklame übrig? Sie setzt ihre Flammenschrift, die in Ruhe wirkungslos blieb, in Bewegung. In möglichst verblüffende, springende, nervöse — peinigende Bewegung. Sie darf nicht anders. Der Vorübergehende muß mit Lichtreizen gezüchtigt werden, bis er nachgibt und liest. Wunderliche Umkehrung des Sinnes aller Selbstanzeige: sie wirkt durch Erregung von Unlustgefühlen. Anstatt zu schmeicheln und zu locken, rechnet sie darauf, daß der unfreiwillige Betrachter den Anlaß seines wiederholten Unbehagens im Gedächtnis festhält: wie etwa die Kinder, die man bei neugesetzten Grenzsteinen zu verprügeln pflegte.

Es ist natürlich, daß, wer auf sich aufmerksam machen will, lauter zu schreien versucht als die anderen. Aber dies Bestreben hat seine Grenze an der Allgemeinüblichkeit. Jenseits dieser Grenze wird es nicht nur quälend für die Gesamtheit, sondern unpraktisch für den Einzelnen. Das entscheidet. Das ohrenbetäubende allgemeine Getöse würden wir ertragen müssen, könnten die Veranstalter sich weiterhin einen Erfolg davon versprechen. Hat jedoch das Geräusch einen gewissen Stärkegrad erreicht, so verschwendet der Rufer nur seine Lunge. Er begreift, inmitten der Angestrengtheit, daß er's anders machen muß. Der gute Sprecher, der seinen Zuhörern Leidenschaft und Eindringlichkeit vermitteln will, brüllt nicht, sondern senkt seine Stimme, und das leise gesprochene Wort dringt aufwühlend in alle Winkel. Sollte denen, die der Lichtreklame nicht glauben entraten zu können, diese Erfahrung fremd sein? Im allgemeinen Stimmenlärm redet am lautesten die Stille.

Die Moral der Reklame ist ihre Sachlichkeit. Sie darf gewiß auffallend sein; sie darf, in Bildern und Worten, über die Trockenheit der Anzeige weit hinausgehen. Aber: Anzeige muß sie bleiben. Die Mittel, mit denen sie wirkt, müssen Beziehung haben zu den Dingen, die sie anpreist. Gerade das ist der Lichtreklame in ihrer Fortentwicklung nicht möglich. Man kann von einem Künstler ein drastisch-witziges Bild entwerfen lassen, in klug gewählten Farben, mit eindrucksvollen Linien, das auf die Vorzüge einer Tinte aufmerksam macht. Welche Beziehung aber hat ein Lichtstrom zu einer Stiefelwichse? Die Lichtreklame ist ihrem Wesen nach unsachlich und verfehlt darum ihren Zweck.

Hinzu kommt die wirtschaftliche Erwägung. Keine Art der Reklame steigert ihre Kosten so maßlos und unabwendbar wie die Lichtreklame. Wir haben Lichtapparate erlebt, deren Montierung allein, in einer Anzahl von Städten gleichzeitig ausgeführt, Hunderttausende kostete. Und diese Spesen stehen nicht nur zum ästhetischen Wert der Anlage, sondern auch zum praktischen Erfolg in umgekehrtem Verhältnis. Es gab eine Zeit, da kreisende Feuerräder tatsächlich ein Erzeugnis ins Gedächtnis der Massen hineintrieben. Aber sie war. Jetzt erregt die mühsam erdachte, mit einem Vermögen ins Werk gesetzte Veranstaltung im besten Falle ein stumpfes Erstaunen, das bald in Gleichgültigkeit übergeht. Hier ist kein Weg mehr. Mit dem, was der unschöne Mißbrauch des Lichtes kostet, läßt sich ein Kunstwerk bezahlen. Und viel mehr erreichen. Vielleicht bewirkt der Krieg, daß man die Schlußfolgerungen daraus zieht.



Reiterlied.

Wir reiten schweigend durch den Wald,
Das Herz ist heiß, der Wind ist kalt,
Wir reiten schlanken Trab;
Bald ruft der Trommel dumpf Gedröhn,
Wie war der Sommer kurz und schön —
Die Blätter fallen ab,
Die Blätter fallen ab.

Wir reiten durch die Mondesnacht,
Wir reiten in die rote Schlacht
Wohl auf dem blut'gen Feld.
Komm' ich nicht heim, mein Herzgespiel,
So sage stolz und klag' nicht viel:
Er starb wohl als ein Held,
Er starb wohl als ein Held!

Wir reiten in den Tod hinein —
Mein fern weißhaarig Mütterlein,
Halt fest dein Herz, halt fest!
Um seine Heimat reitet er,
Um seine Lieben streitet er,
Der nicht sein Schwert verläßt,
Der nicht sein Schwert verläßt.

Wir reiten schweigend durch den Wald,
Das Herz ist heiß, der Wind ist kalt,
Wir reiten schlanken Trab;
Bald ruft der Trommel dumpf Gedröhn,
Wie war der Sommer kurz und schön —
Die Blätter fallen ab,
Die Blätter fallen ab.

Helene Brauer.



Französischer Vandalismus.

Zur Zerstörung der prähistorischen Siedlungen im Vezèretale. Von Dr. Ad. Heilborn.

Die anthropologische und im besonderen die prähistorische Wissenschaft hat durch den Vandalismus französischer Fanatiker einen wohl nicht mehr zu ersetzenden Verlust erlitten. Wie der bekannte Schweizer Prähistoriker Otto Hauser, der hochverdiente Entdecker der Urzeitmenschen von Le Moustier und Aurignac, der wissenschaftlichen Welt in beredter Anllage soeben mitteilt, wurden kurz nach Ausbruch des Krieges alle die Merkzeichen seiner großangelegten und mit außerordentlichen Kosten seit einer Reihe von Jahren durchgeführten prähistorischen Topographie des Vezèretals von Grund aus zerstört und damit eine Arbeit vernichtet, die zu den bedeutsamsten und erfolgreichsten der anthropologischen Forschung unserer Tage gehörte. „Der wissenschaftliche und materielle Verlust“, bemerkt Hauser hierzu, „ist allen denjenigen klar, die in den letzten Jahren meine Grabungen an Ort und Stelle studiert haben: alle die vielen deutschen Fachmänner und Gelehrten, die mich in meinem mühevollen Ringen unterstützten, sie wissen, was damit verloren ging.“

Um dem Leser die rechte Vorstellung von den hohen wissenschaftlichen Werten zu geben, die hier sinnlos zerstört wurden, scheint es zweckmäßig, zunächst in Kürze die prähistorischen Entdeckungen im Vezèretale, diesem „diluvialen Pompeji“, wie man es treffend genannt hat, und zumal die epochemachenden Erfolge der Hauserschen Grabungen und Forschungen, zu schildern. Die Wissenschaft vom „fossilen Menschen“ ist noch verhältnismäßig jung. Erst in den Jahren 1829—33 unternahm der Deutsch-Belgier Schmerling die ersten auf eine Entdeckung irgendwelcher Beweisstücke für die Existenz eines Menschen „vor der Sintflut“ abzielenden Ausgrabungen in Belgien, fand jedoch mit seinen Bestrebungen damals keinerlei wissenschaftliche Anerkennung. Auch dem Franzosen Boucher de Perthes, der Schmerlings Idee aufnahm und ausbaute, erging es anfänglich nicht viel besser. Erst als zwei Jahrzehnte später ihm in dem Engländer Christy und dem Franzosen Lartet kenntnisreiche Mitarbeiter am Werk erstanden, gelang es ihm, seiner durch mannigfache glückliche Funde gestützten Anschauung, die aus der Erde gehobenen, „roh zubehauenen Steine seien trotz ihrer Unvollkommenheit nicht minder sichere Menschenspuren als ein ganzes Museum“, zum Siege zu verhelfen. Schon Boucher erkannte übrigens sehr richtig, daß nur das Auffinden an der ursprünglichen Stätte und in unberührter geologischer Schicht für das Alter eines Fundes wirklich beweiskräftig sein könne. „In den geschichteten Diluvialformationen“, betonte er, „ist jede Periode scharf abgegrenzt. Die horizontal übereinander liegenden Lager, die verschieden gefärbten und aus verschiedenartigen Stoffen gebildeten Schichten zeigen uns in grandiosen Schriftzügen die Geschichte der Vergangenheit.“ In schneller Folge mehrten sich nun solche prähistorischen Funde, Zufallsfunde zumeist von Steinwerkzeugen mancherlei Art und Form, doch auch von körperlichen Überresten der diluvialen Menschheit, und bereits ausgangs der sechziger Jahre konnte so Gabriel de Mortillet eine Art Chronologie des Diluviums nach Form und Art der steinernen Werkzeuge und unter Berücksichtigung der Hauptfundorte entwerfen. Schon in dieser Mortilletschen Chronologie spielt nun das Vezèretal eine besondere Rolle: zwei Ortschaften an diesem Nebenflüßchen der Dordogne, Le Moustier und La Madelaine, gaben als wichtige Fundorte ihren Namen zur Bezeichnung von diluvialen Kulturepochen her. Immer neue wertvolle Funde lieferte auch weiterhin dieses landschaftlich heut außerordentlich reizvolle Tal, das einst die Schmelzwasser der Gletscher des altvulkanischen französischen Zentralplateaus, zu wilden, strudelnden Gießbächen geeint, in die Kalkfelsen gruben, hier tiefe Höhlen, dort flachere Unterwaschungen in das wenig widerstandsfähige Gestein fressend. Nacheinander den verschiedensten Menschengeschlechtern ungezählte Generationen hindurch Behausung, in seinen Wäldern Wildbret, in seinen Wässern Fische zur Nahrung bietend, stellt das Tal der Vezère gegenwärtig wohl die „großartigste Sammelstätte diluvialer Kultur in der ganzen Welt“ dar. Kein Wunder, daß Berufene und weit mehr noch Unberufene solchen Reichtum auszumünzen trachteten, daß im Laufe der Zeit eine wilde Schatzgräberei hier Platz griff, die manches kostbare Gut zutage förderte, in ihrer Unwissenheit leider aber auch viel wissenschaftlich unschätzbar Wertvolles für alle Zeiten vernichtete. Es ist nun das gar nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Hausers, in diesen Verhältnissen, soweit das möglich war, Wandel geschaffen zu haben. Der bewährte Baseler Archäologe und Prähistoriker begann im Jahre 1898 in Südfrankreich zunächst in kleinerem Maßstabe Ausgrabungen zu unternehmen, die von guten Erfolgen gekrönt waren, vor allem aber eine neue Arbeitsmethode schufen, jene eigene planvolle Methode, der wir letzten Grundes



Der schweizerische Vorgeschichtsforscher Otto Hauser, der hochverdiente Entdecker des Urzeitmenschen von Le Moustier und Aurignac.

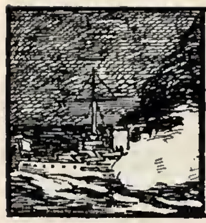


Die Fundstelle des Homo mousteriensis Hauseri in Le Moustier in der Dordogne, die nach Kriegsausbruch von den Franzosen vernichtet wurde.

die großartige Entdeckung des Moustier- und des Aurignac-Menschen verdanken. Vom Jahre 1905 an verlegte Hauser sein Arbeitsfeld in die Dordogne und vornehmlich das Tal der Vezère und ging daran, indem er die in Frage kommenden Terrains von der französischen Regierung zu diesem Zweck pachtete, die berühmten Stationen der älteren Steinzeit mit Hilfe eines Stabes geschulter Arbeiter ganz systematisch zu durchforschen. Die Besonderheit der Hauserschen Arbeitsmethode soll hier nicht näher geschildert werden. Wohl aber muß betont werden, daß die berühmten, oben erwähnten Skelettfunde, die bislang die bedeutendsten vorgeschichtlichen überhaupt und glücklicherweise jetzt vor allen Wechselfällen dieses Weltkrieges im Berliner Völkerkunde-Museum zur Genüge geschützt sind, lediglich der echt wissenschaftlichen, für die Zukunft geradezu vorbildlichen Forschungsmethode des Schweizers zu danken, also keine Zufallsfunde sind. Die Wissenschaft, zumal die deutschen Anthropologen und Prähistoriker, haben diese besonderen Verdienste Hausers um die vorgeschichtliche Forschung stets neidlos anerkannt und, indem sie jene für die Entwicklungsgeschichte des Menschen unschätzbaren Überreste mit seinem Namen beibenannten, dem Schweizer Forscher die höchste Ehre erwiesen, die die Wissenschaft überhaupt verleihen kann. Die Franzosen freilich sahen in den letzten Jahren die Erfolge der Hauserschen Arbeiten mit gemischten Gefühlen an. Ja, eine gewisse Clique von dunklen Ehrenmännern begann im Jahre 1910 eine heftige, von den deutschfeindlichen Blättern natürlich lebhaft unterstützte Propaganda gegen Hauser und verlangte von der Regierung ein Ausfuhrverbot für derartige prähistorische Funde. Der Krieg gab diesen Dunkelmännern durch einen Akt unerhörten Vandalismus', was sie auf gesetzlichem Wege bis dahin vergeblich erstrebt hatten. Hauser, der Bürger der neutralen Schweiz, mußte, langjähriger Spionage zugunsten Deutschlands verdächtigt — hatte er doch seit Jahren mit deutschen Gelehrten korrespondiert! —, als „Prussien“ und „espion“ in den ersten Tagen Hals über Kopf und nur das nackte Leben rettend flüchten. Nur wenig später vernichtete dann eine Horde aufgehetzter Fanatiker alle die Arbeitserfolge und Grabungsmerkzeichen so vieljähriger, gewissenhafter Forschung. „Und das alles“, schreibt Hauser, „so nahe am hart erstrittenen Ziele: zwölf Tage vor der geplanten Übernahme und Veröffentlichung meiner letzten großen Entdeckung, die kulturhistorisch die früher gefundenen Menschenskelette weit überragt!“ Über diese Entdeckung, die bereits für ein großes deutsches Museum bestimmt war, und die uns völlig neue Einblicke in das Geistesleben der diluvialen Menschheit eröffnet, wird eine Publikation des Schweizer Forschers demnächst Aufschluß geben. „Es ist keine Übertreibung,“ heißt es in der Anklageschrift Hausers weiter, „daß gerade 1914 die Profile der Grabungen ein Bild der Entwicklung boten, wie altsteinzeitliche Forschung sie nie geschaut. Die deutschen Gelehrten, die unmittelbar vor der Weltkrisis noch bei mir waren, werden mit mir darin einig sein, daß kulturhistorisch bedeutendere Resultate kaum denkbar sind. Wichtig ist auch meine Auffindung des ersten paläolithischen Holzes, und zu alledem lagen ganz untrügliche Anzeichen für einen Fund wie 1909 (Skelett des Aurignac-Menschen) vor.“

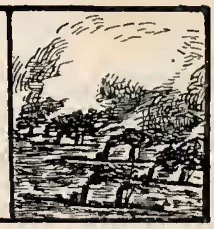
Das alles wurde ganz sinnlos zerstört; die gesamten Aufzeichnungen des Forschers hat man laut Bericht des schweizerischen Gesandten zu Bordeaux als „Spionagematerial“ beschlagnahmt, und es hat überdies nicht an höhnischen Zuschriften gefehlt, die rundheraus erklärten, es würde sich schwerlich nochmals eine so gute Gelegenheit bieten, all das Hausersche Material, das, von der wissenschaftlichen Bedeutung ganz zu geschweigen, einen bloßen Geldwert von 450 000 Frank besitzt, „kostenlos zu übernehmen“.

„Das Schicksal, das mich geschlagen,“ schließt Hauser seine Ausführungen, „trifft nicht sowohl meine Einzelperson als die deutsche Wissenschaft schwer. Mein hart erkämpftes Lebenswerk liegt zerschmettert hinter mir; ich bleibe aufrecht. Brutalität war stärker als Recht. Das heilige Gefühl lebt in mir, daß ich auf meinem einsamen, bescheidenen Posten mich bemühte, der deutschen Wissenschaft ein treuer Diener zu sein.“



Der Seekrieg in allen Weltmeeren.

Von Konteradmiral z. D. A. Meurer.



In meinem Ende Oktober d. J. in Heft 4 von Reclams Universum erschienenen Aufsatze über den „Kampf um die Seeherrschaft“ habe ich darzulegen versucht, wie die allgemeine strategische Lage beide Hauptgegner auf dem Meere in diesem Kriege, Deutschland und England, dazu veranlaßt hat, der letzten Schlachtentscheidung, dem Kampfe um die Seeherrschaft, noch auszuweichen. England hat damit schon von vornherein auf das verzichtet, was man gemeinhin Seebeherrschung nennt, denn das, was es an seine Stelle zu setzen versucht, Vernichtung des deutschen Handels über See, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als eine kleinliche Politik der Belästigungen und der Nadelstiche wider den Seehandel der Neutralen. Diesem wird in jeder Hinsicht das Leben schwer gemacht durch Verschleppen der Schiffe nach englischen Häfen zur Durchsuchung nach Waren für deutsche Bestimmung, durch Nötigung der Schiffe, bestimmte Fahrstraßen wegen angeblicher Minengefahr zu meiden, durch peinliche Handhabung des Konterbandenrechts u. a. m. Alle diese Maßnahmen bedeuten eine lange Kette von Verstößen wider verbrieftes und geltendes Völkerrecht, deren Folgen heute noch nicht abzusehen sind. Nicht nur insofern, als man in Zukunft nun weiß, was von einem von England beschworenen „Völkerrecht“ zu halten ist — man hätte eigentlich aus der englischen Geschichte längst wissen müssen, daß für die Handelsherren an der Themse Macht immer vor Recht ging —, sondern auch insofern, als diese unerhörten Vergewaltigungen, wie schon einmal zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges vor 140 Jahren, schließlich zu einem Zusammenschluß der neutralen Seemächte gegen die Übergriffe der sogenannten „ersten Seemacht der Welt“ führen könnten.

Wer die Geschichte kennt, weiß, daß in allen bisherigen Seekriegen, an denen England beteiligt war, „die Unterdrückung des neutralen Seehandels für England allmählich aus einem Kampfmittel ein Kampfziel wurde“ (v. Peez-Dehn, „Englands Vorherrschaft“, Bd. I S. 317), und daß hiernach das Kennzeichen der langen Seekriege während der ganzen Napoleonischen Epoche das Elend der neutralen Seemächte war, weil, sobald England im Spiele war, noch immer das Völkerrecht an der Seegrenze haltgemacht hat. So war es früher, so ist es bis heute geblieben, und kein Kenner der treibenden Kräfte, die in der englischen Politik wirksam sind, wird sich darüber wundern. Noch aber ist in diesem Kriege nicht mit Waffengewalt entschieden, daß England tatsächlich berechtigt ist, die Oberherrschaft auf allen Meeren auszuüben, die es so unverfroren zum Schaden des neutralen Seehandels sich anmaßt. In diesem Kriege ist daher Deutschland im wahrsten Sinne der Vorkämpfer für die Freiheit der Meere wider die Knechtung des Seehandels durch die angemaßte Oberseeherrschaft Englands, der Vorkämpfer für das Recht aller seehandeltreibenden Völker, auch Frankreichs und Rußlands, unserer heutigen Feinde, wider Englands monopolistische Seepolitik.

Die letzte Entscheidung in diesem gewaltigen Widerstreit kann freilich nur die Hochseeschlacht bringen; solange sich die englische Flotte diesem Kampfe entzieht, spielt sich der Krieg mehr auf der hohen See als in den europäischen Gewässern ab. Mit wagemutiger Kühnheit haben sich inzwischen die deutschen Kreuzer „Emden“, „Königsberg“ und „Karlsruhe“ auf den feindlichen Seehandel im Indischen und Atlantischen Ozean gestürzt und ihm empfindlichen Schaden beigebracht, so empfindlichen, daß die Versicherungen bei Lloyds in London reißend in die Höhe schnellten. Dutzende von großen und kleinen Kreuzern, sogar Linienschiffe, machten wochenlang vergeblich Jagd auf die wenigen, aber vorzüglich geführten deutschen Schiffe, die ohne Stützpunkte, ohne Kabelverbindungen, ohne Zufuhren, ganz auf ihre schwachen eigenen Kräfte angewiesen, trotzdem glänzende Beute machten. Es mutet wie eine Erinnerung aus den großen Tagen der Segelschiffszeit an, wenn man die Fahrten und Taten dieser Schiffe im Geiste verfolgt. Wie einst in den englisch-französischen Kreuzerkriegen des 17. und 18. Jahrhunderts sich einzelne besonders schneidige Kreuzerführer, wie Jean Bart, der größte Sohn Dünkirchens, monatelang auf der hohen See halten und dem feindlichen Handel schweren Schaden zufügen konnten, so gelang es der „Emden“ immer noch, den Verfolgern zu entgehen — bis auch dieses tapfere Schiff schließlich das unvermeidliche Schicksal erreichte und es am 9. November in ehrlichem Kampfe dem überlegenen englischen Kreuzer „Sidney“ bei den Kokos-Inseln, mitten im Indischen Ozean, unterlag. Fast an demselben Tage mußte sich S. M. S. „Königsberg“ vor weit überlegenen feindlichen Streitkräften (einem Linienschiff und zwei Kreuzern) in die Rufidji-Mündung in Ostafrika zurückziehen,



Vizeadmiral Maximilian Graf v. Spee, der siegreiche Führer des deutschen Geschwaders, das bei Coronel an der chilenischen Küste die englischen Schiffe vernichtend schlug. Er ist 1861 in Kopenhagen geboren, gehört seit 1878 der deutschen Marine an und begleitete im Jahre 1897 den Prinzen Heinrich bei der Besitzergreifung von Kiautschou.

Phot. Ferd. Urbahns.



Auf Vorposten bei Helgoland. Nach einem Gemälde von **Paul Teschinsky.**

Reclams Universum Leipzig

die daraufhin vom Feinde durch ein versenktes Schiff gesperrt wurde. Nur die unermüdliche „Karlsruhe" einzukreisen, ist dem Feinde bisher noch nicht gelungen, denn immer von neuem hört man von ihren erfolgreichen Beutezügen gegen die englische Schiffahrt im Atlantischen Ozean.

Die Taten und Kämpfe dieser kleinen Kreuzer können freilich auf den Gang des Seekrieges im großen, mögen sie nun glücklich oder unglücklich verlaufen, keinen Einfluß haben. Anders aber steht es mit einer weiteren Ruhmestat deutscher Seestreitkräfte auf fernem Weltmeere, die eine größere Bedeutung beanspruchen darf, nicht nur, weil sie uns mit gerechtem Stolz erfüllt, sondern auch aus anderen, tieferen Gründen. Am 1. November gelang es dem deutschen Kreuzergeschwader (zwei Panzerkreuzer und zwei kleine Kreuzer), unter Führung des Vizeadmirals Grafen v. Spee, ein englisches Kreuzergeschwader (zwei Panzerkreuzer und ein kleiner Kreuzer) bei der Insel Santa Maria an der chilenischen Küste zum Kampf zu stellen und es in der Abenddämmerung bei stürmischem Wetter vernichtend zu schlagen. Eine gewisse artilleristische Überlegenheit war wohl auf deutscher Seite vorhanden; daß aber der vernichtende Schlag ohne die geringste Beschädigung der deutschen Schiffe erfolgen konnte, ist eine Tatsache, die wohl niemand vermutet hätte, und die daher von außerordentlich weittragender Bedeutung ist. Die taktische Geschwindigkeit beider Gegner war dieselbe, trotzdem gelang es dem deutschen Geschwaderchef, die bessere Wetter- und Sonnenseite dem Feinde abzugewinnen. Das Überraschendste aber ist, daß auf den Entfernungen, auf denen der Kampf anscheinend ausgefochten wurde (6000 bis 4000 m im laufenden Gefecht), die englische Artillerie sich überhaupt als wirkungslos erwies, und daß insbesondere ein Schiff wie das englische Flaggschiff, das mit 23-cm-Geschützen ausgestattet war, auf diese Entfernungen keinen einzigen Treffer erzielte, vielmehr außerhalb eigener wirksamer Schußweite so zusammengeschossen wurde, daß es sank. Ebenso erging es dem etwas schwächeren Panzerkreuzer „Monmouth" und wahrscheinlich auch dem kleinen Kreuzer „Glasgow". Selbst auf diese großen Entfernungen hielt mithin der englische Seitenpanzer von 150 mm dem deutschen 21-cm-Panzergeschoß nicht stand. Was beweisen diese mindestens überraschenden Tatsachen? Sie zeugen einmal von einer ausgezeichneten Schießausbildung der deutschen Schiffe, weiter aber auch von der großen Treffsicherheit, und vor allem von der ausgezeichneten panzerbrechenden Wirkung unserer schweren Geschütze. Die von unseren Feinden vielgeschmähte Kruppsche Artillerie hat sich wieder einmal glänzend bewährt; das bei uns bevorzugte leichtere Geschoß von größerer Anfangsgeschwindigkeit und damit auch größerer Schußweite, hat sich dem englischen verhältnismäßig schwereren überlegen gezeigt. Dies sind Tatsachen von weittragender Bedeutung. Viel wichtiger noch ist aber die moralische Wirkung dieser ersten englischen Niederlage im freien Wasser seit weit über 150 Jahren. Denn darüber soll man sich doch keiner Täuschung hingeben: Mögen im Kleinkrieg, meist gegen schwere Übermacht, auch schon Verluste deutscherseits eingetreten sein, mögen ein paar Kreuzer wie ein zu Tode gehetztes Wild schließlich vom Feinde gestellt worden sein — der seit Jahrhunderten sorgfältig gehegte und selbstgefällig immer wieder betonte Wahn von der Unbesiegbarkeit der englischen Waffen auf dem Meere ist dahin! Die deutsche Flotte hat gezeigt, daß sie nicht nur U-Boote zum Angriff anzusetzen, nicht nur schneidig und geschickt den Kreuzerkrieg zu führen und, wenn es sein muß, bis zum bitteren Ende zu kämpfen weiß, sondern daß sie auch im Geschwaderkampf glänzend zu siegen versteht. Wo bleibt da die „gottgegebene" Überlegenheit der Engländer auf dem Wasser — wo die angemaßte Oberseeherrschaft Englands auf allen Meeren?

Nicht einmal an der eigenen Küste, geschweige denn in der Nordsee, ist diese Seeherrschaft mehr vorhanden. Oder kann man es auch bei bescheidensten Ansprüchen noch Seeherrschaft nennen, wenn am 5. November bei Yarmouth an der englischen Ostküste die Geschütze eines deutschen Geschwaders donnern und wenn am 12. November dicht vor Dover ein englisches Kanonenboot einem unserer unermüdlichen U-Boote zum Opfer fällt? Sieht das noch nach Beherrschung der eigenen Hoheitsgewässer aus? Als der bisherige Erste Seelord der britischen Admiralität Prinz Ludwig Battenberg vor kurzem öffentlichen Anfeindungen weichen mußte und Lord John Fisher, mütterlicherseits ein halber Malaie, auf den man in London die größten Hoffnungen setzt, an seine Stelle trat, erinnerte man sich in England, daß dieser Admiral, der erst vor vier Jahren aus derselben Stellung ausgeschieden war, einmal geäußert haben soll, England würde nicht eher Ruhe haben, als bis die deutsche Flotte auf dem Grunde des Meeres liege! Die Antwort auf diesen freundlichen Wunsch ist bei Santa Maria erteilt worden, an demselben Tage, an dem der Lord sein neues Amt übernahm.

Der Brite war es …

Die Dahlien blühn, der Wald ist rot,
Der Wind pfeift Kriegsballaden;
Ueber die Felder stapft der Tod
Und mäht gewaltige Schwaden.
Nie war für ihn die Ernte so reich,
Wie heuer im Westen und Osten,
Nie kam er bei jedem Hippenstreich
Wie jetzt auf seine Kosten.

Die Saat ist jung, die er niedermäht —
Halme sind's, ungebrochen,
Ueber jedem wohl zittert ein Gebet,
Das Mutterlippen gesprochen.

Und liegt die Mahd, unreif und bleich,
Auf Stoppelfeld oder Brache,
Steigt wie ein Hauch aus dem Geisterreich
Das Verlangen auf nach Rache.

Fragt einer, wer den Tod bestellt,
Wer ihn rief in unsre Mitte —
Gibt Antwort das weite Leichenfeld:
„Der Brite war es — der Brite!"
Da fährt wie ein Blitz mit grellem Schein
Hernieder auf diese Erden
Der Machtspruch Gottes: ‚Die Rache ist mein!'—
Wart', Brite, auch dir wird sie werden!

August Hagedorn.



Am Kreuz. Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.

Der Erste.

Kriegsskizze von Else Höffer.

Die Sonne war eben im Begriff, hinter der Vogesenkette unterzugehen, und vergoldete die sanfte Silhouette, die sich am Himmel hob. Von fern grüßte die Hohkönigsburg von ihrem vorgeschobenen Wachtposten aus zum Kaiserstuhl herüber. Der Isteiner Klotz leuchtete im Süden noch einmal auf, und dann huschten die ersten Schatten der Dämmerung über die Rheinebene. Friedlich lag das Elsaß, und über seinen zahllosen Dörfern schwebten die Wölkchen der Schornsteine. Die Leute kochten ihre Abendsuppe. Vom Fenster meiner Kaserne aus konnte ich einen weiten Ausschnitt aus dem Landschaftsbild sehen.

Aber ich mußte ja herunter und im Kasernenhof die neuen Rekruten in Augenschein nehmen. Ich sah sie schon von weitem in ihren Zivilkleidern stehen, sie standen auf einen Haufen gedrängt, verlegen, ein wenig beklommen, einige wenige bereits forsch und stramm, mit der deutlichen Absicht, angenehm aufzufallen und zu imponieren. Als mir der Feldwebel meldete, richteten sich alle Augen auf mich, als könnten sie in meinen Zügen kommende Schicksale lesen.

Ich sah sofort, daß einer etwas abseits von den anderen stand, durch einen kleinen Luftraum getrennt, losgelöst, oder noch nicht der Herde angegliedert. Es war eine etwas windschiefe Gestalt mit langen Armen und zu dickem Kopf. Er war in Hemdärmeln und hielt in der Hand ein Bündel, um das ein grellrotes Taschentuch geknotet war.

Als ich musternd an der Reihe der neuen Rekruten entlang ging, kam ich zuletzt zu ihm und blieb bei ihm stehen. Da sagte der Feldwebel: „Um den hat sich keine Kompagnie gerissen.“ Und er lachte ärgerlich, wobei er seine breite Brust herausdrückte, auf der zwischen dem dritten und vierten Knopf das Notizbuch prangte.

Ich betrachtete das jämmerliche Gesicht des Rekruten, in dem zaghaft ein scheues Grinsen aufglomm. Dumm war er, das war sicher, aber er hatte etwas Hilfloses, das mich rührte, und in seiner Abgetrenntheit von den anderen etwas traurig Vereinsamtes.

„Wir behalten ihn schon,“ sagte ich. „Sagen Sie mir nur, Menschenkind, warum haben Sie Ihren Rock nicht an, es ist doch kühl?“

„Je n'en ai pas!“ sagte der Mann lächelnd und ganz unbefangen.

Der Feldwebel übernahm die Erklärung. „Er ist nämlich aus einem gottverlassenen Nest oben an der französischen Grenze, er kann fast gar kein Deutsch. Er war Kuhhirt auf einer Ferme und ist noch nie von da oben heruntergekommen. Und einen Rock hat er noch in seinem Leben nicht besessen!“

Durch die Reihen der Rekruten ging ein Murmeln, alle Augen funkelten neugierig und maßlos erstaunt den Mann an, der fast kein Deutsch konnte und noch nie einen Rock besessen hatte. Wie die Kinder drängten und schubsten sie sich und hatten nur noch ein Interesse, diesen seltsamen, rätselhaften Menschen von allen Seiten zu betrachten.

„Sorgen Sie dafür, daß der Mann nicht gehänselt wird!“ sagte ich zum Feldwebel. Und dann fragte ich noch, was er in seinem zusammengeknoteten Taschentuch habe.

Da strahlte sein trübes Gesicht auf, und er wickelte mit froher Hast eine Ziehharmonika aus dem Tuche und hielt sie mir hin. Und wieder ging ein Murmeln durch die Reihen, und alle Gesichter waren verständnislos. „Das ist aber famos,“ sagte ich, um ihn nicht zu kränken, doch er mußte mich mißverstanden haben, denn plötzlich begann er zu spielen. Er legte den Kopf auf die Seite, und sein häßliches Gesicht wurde ganz still und innig im Ausdruck. Ich hatte noch niemals so schön Ziehharmonika spielen hören.

Ich hörte ihn noch oft spielen. Abends auf der Stube, am Sonntagnachmittag, in jeder freien Stunde spielte Blaise seine Ziehharmonika. Er war der schlechteste

Soldat der Kompagnie, er machte alles erst sechsmal falsch, ehe er es richtig begriff, er stellte allen unglaubliche Geduldsproben. Er sah übrigens auch in Uniform noch windschief aus, und sein Gesichtsausdruck wurde nicht schlauer. Er war stets der Gegenstand des allgemeinen Spottes, aber er machte sich gar nichts daraus, denn er wußte genau, daß selbst die ärgsten Spötter verstummten, wenn er zu seiner Harmonika griff. Dann war er auf einmal die Hauptperson, dann war er der Beherrschende, und die fixesten Kerls verwöhnten ihn und liefen ihm nach, nur um ihn spielen zu hören. Allmählich lernte er auch besser Deutsch, aber meist sprach er sein seltsames Gemisch von Patois und Französisch.

Und als der Krieg kam, als Blaise später als die andern begriffen hatte, um was es sich handelte, packte er heimlich und verstohlen seine Harmonika ein und schmuggelte sie aus der Kaserne heraus, und draußen im Felde tauchte sie auf. Im Biwak spielte er uns die trotzigen Lieder, deren Sinn und Text er nur halb verstand, aber deren Melodie er fühlte und wiedergab wie kein anderer.

Wir hatten den Grenzschutz in den Vogesen. Wir kannten jeden Fußbreit Boden von zahllosen früheren Gebirgsübungen, und anfangs hatten wir alle die Empfindung, als ginge es ins Manöver.

Bis drüben vom Grenzkamm die französischen Geschütze das Gespräch eröffneten — da merkten wir, daß der Ernst kam. Als die erste Granate weit hinter uns einschlug, sah ich zufällig Blaises einfältiges Gesicht neben mir. Er blinzelte erstaunt zum Grenzkamm hinauf.

„Na, Sie haben doch keine Angst?“ fragte ich ihn.

Da schüttelte er heftig den Kopf und sagte: „Macht mir nix. Wenn ich meine Hände nix verlier' und nur Harmonika spielen kann.“

Und am Abend, als wir in einen Schuppen unterzogen, spielte er wieder schöner und inniger als je zuvor.

Und dann kamen schwere Tage. Tag und Nacht lagen wir in den Schützengräben, hinter uns der dunkle Hochwald, in dem kein Laut lebendig war — es schien, als hätte alles Getier sich bang verkrochen — vor uns das grüne Tal, in dem zwei kleine Dörfer friedlich eingebettet lagen.

Unaufhörlich knatterten die Gewehre diesseits und jenseits des Tales, und von Zeit zu Zeit mischten sich die Geschütze hinein, die am Grenzkamm eingegraben waren. Dann antwortete unsere Artillerie, die hinter uns in den Felsentrümmern des Berges verborgen war.

Unsere Kompagnie hatte noch keine Verluste. Die Stimmung blieb immer vergnügt, wenn auch zuweilen die Müdigkeit sie dämpfte. Es waren wunderbare, sonnige Tage. Die Rheinebene dehnte sich im goldenen Dunst, man sah die Türme der Stadt leuchten und die Fenster der großen Fabrikgebäude blitzen. Aus den Vorbergen lugten hier und da die alten Burgen. So friedlich war alles noch — nur der Donner der Geschütze zerriß die stille Luft.

Es war ja Krieg — wir lebten immer noch in dem seltsamen Zwischenstadium, das uns noch von dem völligen Begreifen des Todesernstes trennte.

Und dann kam er uns plötzlich ganz zum Bewußtsein.

An einem hellen Nachmittage bemerkten wir, wie die Artillerie drüben sich immer besser auf uns einschoß. Und plötzlich hatten sie uns gefaßt —

Ich kann den Augenblick nicht schildern. Wir bekamen einen furchtbaren Stoß und verloren auf Sekunden das Bewußtsein. Eine Granate hatte unseren Schützengraben getroffen.

Als ich die Augen öffnete, sah ich blasse, verstörte Gesichter, in allen Augen Grauen —

Und dann sah ich einen am Boden liegen. Es war Blaise.

Ich ging zu ihm und beugte mich über ihn. Er hatte sein hilfloses, törichtes Lächeln, das über sein totenblasses Gesicht irrte.

Und plötzlich sah ich, daß sein linker Arm fehlte. Es stieg mir heiß in der Kehle empor, und ich kämpfte gegen einen jähen Schwindel an.

Der Sanitätsunteroffizier kniete bereits neben ihm und versuchte ihm den Rock auszuziehen. „Wenn wir ihn nur dort hinter die Felsen bringen könnten!“ murmelte der Unteroffizier.

Da nahm Blaise sich zusammen mit Aufbietung aller Kraft, richtete sich auf, stand auf den Füßen, ehe jemand ihn anfassen konnte, und auf den Sanitätsmann gestützt, ging er taumelnd nach hinten.

Auf einmal blieb er stehen.

„Meine Hand“ — sagte er kläglich wie ein Kind. Da sah er, daß die Augen der Kompagnie an ihm hingen, er sah das Entsetzen, das furchtbare Grauen in den Blicken.

Da ging in seinen Augen ein heller Schein auf, und er lachte wie er noch niemals gelacht hatte. „Macht mir gar nix!“ fagte er laut und nickte den blassen Gesichtern zu. „Wenn ich nicht mehr Harmonika spielen kann — aber tanzen kann ich noch.“

Und er pfiff ein paar grelle Töne, einige unsichere Takte, und er machte einige taumelnde Tanzbewegungen.

Dann stürzte er der Länge nach zu Boden. Der Sanitätsmann hatte ihn nicht mehr halten können.



Der Kompagniemusikant. Nach einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz.

Briefe vom Kriegsschauplatz.

Die Schrecken des Schlachtfelds.

(Aus dem Feldpostbrief eines mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Zugführers.)

Wir befanden uns hinter einer mit Hafer und Weizen bepflanzten Anhöhe, als der Hauptmann zunächst die beiden ersten Züge entwickelte. Ich mußte mit der Fahne zunächst bei der Reserve liegen bleiben. Kaum hatten die beiden ersten Züge die Anhöhe überschritten, als wir die ersten Kugeln pfeifen hörten; rechts von uns fuhr eine Batterie unserer Artillerie auf, die sofort das Feuer eröffnete. Wir waren uns nun alle darüber klar, daß es jetzt bitterer Ernst werden würde. Das feindliche Feuer wurde immer stärker; wir drückten uns platt an den Boden an; die Kugeln pfiffen dicht über unsere Köpfe weg. Bald nahm auch die feindliche Artillerie das Feuer auf, und die ersten Granaten platzten in unmittelbarer Nähe von uns. Der Zustand, wenn man hilflos daliegt und sich nicht wehren kann, ist einfach schrecklich, und dabei zischten, sausten und brummten die Geschosse um uns herum. Viele, die im Leben nie an Beten gedacht haben, haben es hierbei gelernt. Trotz allem benahmen sich die Leute mustergültig, sogar Witze hörte man hin und wieder. Fünf Minuten später entwickelte ich meinen Halbzug und ging ebenfalls vor. Gleich hinter der Höhe lagen die ersten Toten und Verwundeten in ihrem Blute — der Anblick war schrecklich. Die meisten waren gefaßt, teilweise schrien und jammerten sie. Der Gefechtslärm wurde immer stärker, namentlich als der Gegner mit schwerer Artillerie zu schießen anfing. Wir merkten bald, daß wir gegen eine große Übermacht kämpften. Dazu hatte der Gegner große Feldbefestigungen angelegt, während wir im freien Gelände lagen. Als ich mit dem Halbzuge in der Schützenlinie ankam, hörte ich, daß der Hauptmann schwer verwundet und der Feldwebel tot sei. Die Jäger benahmen sich ohne Ausnahme mustergültig, sie schossen so ruhig wie auf dem Scheibenstand. Während der Gegner immer neue Verstärkungen erhielt, wußten wir, daß wir allein waren, hinter uns war nur die Kavallerie, von der wir keine Hilfe erwarten konnten. Das Schlimmste war, daß wir bald Munitionsmangel hatten, außerdem litten die Leute fürchterlich unter Durst. Einzelne wurden wahnsinnig, andere waren taub. Die feindliche Artillerie kämpfte mit großer Übermacht und vor allem mit schweren Geschützen. Bald wurde auch unser Artilleriefeuer immer schwächer. Die Verluste wurden größer, Hilfe kam nicht; trotzdem schossen die Leute mit äußerster Ruhe. Wir waren in einen richtigen Hexenkessel geraten. Hinzu kam, daß wir vom Gegner in seinen verdeckten Stellungen nichts sahen, während wir ihm ein vorzügliches Ziel boten. Als der Gegner aus seiner Stellung einen Vorstoß wagte, wurde er unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen; die Franzosen lagen wie gesät. Wir hätten uns sicher bis zum Abend in unserer Stellung behauptet, wenn nicht der Befehl zum Rückzug gekommen wäre. Ich mußte diesen Befehl mehrere Male wiederholen, ehe die Leute zurückgehen wollten. Herzzerreißend war hierbei der Schrei der Verwundeten, wir möchten sie mitnehmen. Im stärksten Feuer gingen wir vollkommen geordnet zurück. Die feindliche Infanterie war auch so geschwächt, daß sie nicht wagte, nachzudrängen, sonst wären wir sicher aufgerieben worden, da wir alle vor Aufregung und Durst dem Umsinken nahe waren.

Die Batterie, die zuerst rechts von uns stand, war von der schweren feindlichen Artillerie vollständig zusammengeschossen. Außer einem Unteroffizier, der auch verwundet war, waren alle Offiziere, Mannschaften und Pferde tot oder verwundet. Zwei Geschütze mußten stehenbleiben, weil die Räder zerschossen waren. In dem Kampf verlor unser Bataillon 236 Mann, also etwa ein Viertel von den Leuten, die im Gefecht waren. Wie die französischen Zeitungen selbst zugegeben haben, hatten sie 1000 Mann Verluste. Man kann aber 1500 annehmen. — Eins kann ich Euch sagen: Wenn Ihr Euch den Krieg schrecklich ausmalt, die Wirklichkeit ist viel schlimmer. Jeder kann seinem Schöpfer danken, daß er sich auf französischem Boden abspielt. Ihr könnt Euch nicht denken, wie es hier aussieht.



Ein Feldbrief nach der Heimat während einer Ruhepause im vordersten Schützengraben.

Englands Luftminen.

Von Hauptmann Oefele. (Mit drei Abbildungen.)

Die große Bedeutung der Luftfahrzeuge als Aufklärungs- und Kampfmittel im Kriege hat schon vor geraumer Zeit die Frage aufgerollt, wie man sich am besten gegen die Tätigkeit dieses modernen Hilfsmittels der Kriegführung zu schützen vermag. Die rasche Entwicklung der Luftschiffe und Flugzeuge, die gewaltigen Fortschritte in der militärischen Luftfahrt und ihre Erfolge haben das Bedürfnis nach geeigneten Mitteln zur Abwehr dieser Luftgegner immer mehr gesteigert, und die Lösung der Frage, wie ein feindliches Luftfahrzeug unschädlich gemacht oder vernichtet werden kann, in den Vordergrund des Interesses gerückt.

Die Bekämpfung der Luftfahrzeuge erfolgt in allen Ländern durch Wurfgeschosse und Schießwaffen, als welche Wurfbomben, Handgranaten, Luftpfeile und Gewehre, Maschinengewehre sowie Geschütze in Frage kommen. Während die Wurfbomben nur ausschließlich für den Kampf der Luftfahrzeuge untereinander in der Luft oder als Kampfmittel der Luftfahrzeuge gegen den Gegner auf der Erde in Betracht gezogen werden können, finden Gewehre und Maschinengewehre sowohl im Luftkrieg wie auch für die Abwehr von der Erde aus Verwendung; Geschütze dienen nur zur Bekämpfung von Luftschiff und Flugzeug von der Erde aus. Bei dieser Abwehr bieten die Handfeuerwaffen, zu denen in dieser Beziehung auch die Maschinengewehre zu rechnen sind, den großen Vorteil, daß das Schießen selbst keine erheblichen Schwierigkeiten bietet, weil die Schützen den schnellen Bewegungen der Luftziele leicht folgen können; die Infanteriegeschosse reichen aber nicht weit genug, und die Luftfahrzeuge können sich der Gefahr durch Höhergehen entziehen. Bei den Geschützen hat zwar der gutsitzende Einzelschuß vernichtende Wirkung; die gewöhnlichen Kanonen und Haubitzen der Feld- und Fußartillerie können sich aber am Kampfe gegen die Luftfahrzeuge nur soweit beteiligen, als es ihre Konstruktion, vor allem ihr Höhenrichtfeld erlaubt. Die eigens gebauten Ballonabwehrgeschütze und ihre den Verhältnissen besonders angepaßte Munition ermöglichen wohl eine wirksame Beschießung der Gegner in der Luft; solche Spezialgeschütze sind aber doch nicht zahlreich genug vorhanden, um überall eingreifen zu können, wo sie benötigt sind.

Diese Unzulänglichkeit der Abwehrwaffen auf der einen Seite und die immer mehr zutage tretende Gefährlichkeit der Luftfahrzeuge auf der anderen Seite hat gerade in letzter Zeit zu weiteren Vorschlägen für eine wirksame Abwehr und Bekämpfung dieser Luftgegner geführt. Die neueste Hoffnung, an die sich England in dieser Hinsicht klammert, ist die Verwendung von Luftminen.

Wie England zur Verteidigung seiner Gewässer und Küsten in mehr als völkerrechtlich zulässigem Umfang Unterseeminen gelegt hat, um feindlichen Schiffen das Herankommen unmöglich zu machen, so sollen die Orte, die Angriffen aus der Luft besonders ausgesetzt sind, wie Kriegs- und Luftschiffhäfen, Festungen, Ausrüstungs- und Lagerplätze, Pulver- und Proviantmagazine usw., durch Luftminen geschützt werden, die Beschädigungen solcher Anlagen von oben herab dadurch verhindern sollen, daß sie die über ihnen kreuzenden Luftfahrzeuge zerstören. Dabei denkt man vornehmlich an die Abwehr unserer großen Luftschiffe, die, wie die Erfahrung schon zur Genüge gezeigt hat, nicht nur durch ihre Angriffe aus der Luft gewaltigen Schaden anrichten, sondern schon durch ihr Erscheinen, ja selbst durch die Möglichkeit ihres Erscheinens beim Feinde Aufregung und Angst hervorrufen.

Ein Amerikaner, namens Steinmetz, will die Luftmine in folgender Weise zur Anwendung bringen. Über den zu schützenden Ort wird eine Anzahl kleiner Fesselballone, nach der Art der in der Luftfahrt gebräuchlichen Pilotballone, verteilt, von denen jeder einen leicht entzündbaren Sprengkörper, z. B. eine Handgranate, einen Behälter mit Sprengstoffen oder dergleichen trägt und von der Erde aus an einem leichten Draht durch eine Haspel in beliebige Höhe gelassen wird. Bei starken Windströmungen, die für die Verwendung von Ballonen ungünstig sind, sollen an deren Stelle Kastendrachen treten, wie sie zu meteorologischen Beobachtungen gebraucht werden, die in diesem Falle dann an Stelle des Meteorographen den Sprengkörper tragen. Die Sprengkörper selbst sind als sog. Kontaktminen gedacht, die sich bei Stoß von selbst entzünden, daher bei der Berührung durch ein Luftschiff sofort zur Wirkung kommen und dieses in Brand stecken. Außer den üblichen Gaswagen, aus denen die einzelnen Ballone mit Gas versorgt werden, ist auch noch ein besonderes Signalsystem vorgesehen, das auf drahtlosem Wege den Wechsel von Wind und Wetter an-



Zerstörung eines Flugschiffs durch Luftminen. Nach einer Darstellung im „Scientific American“.

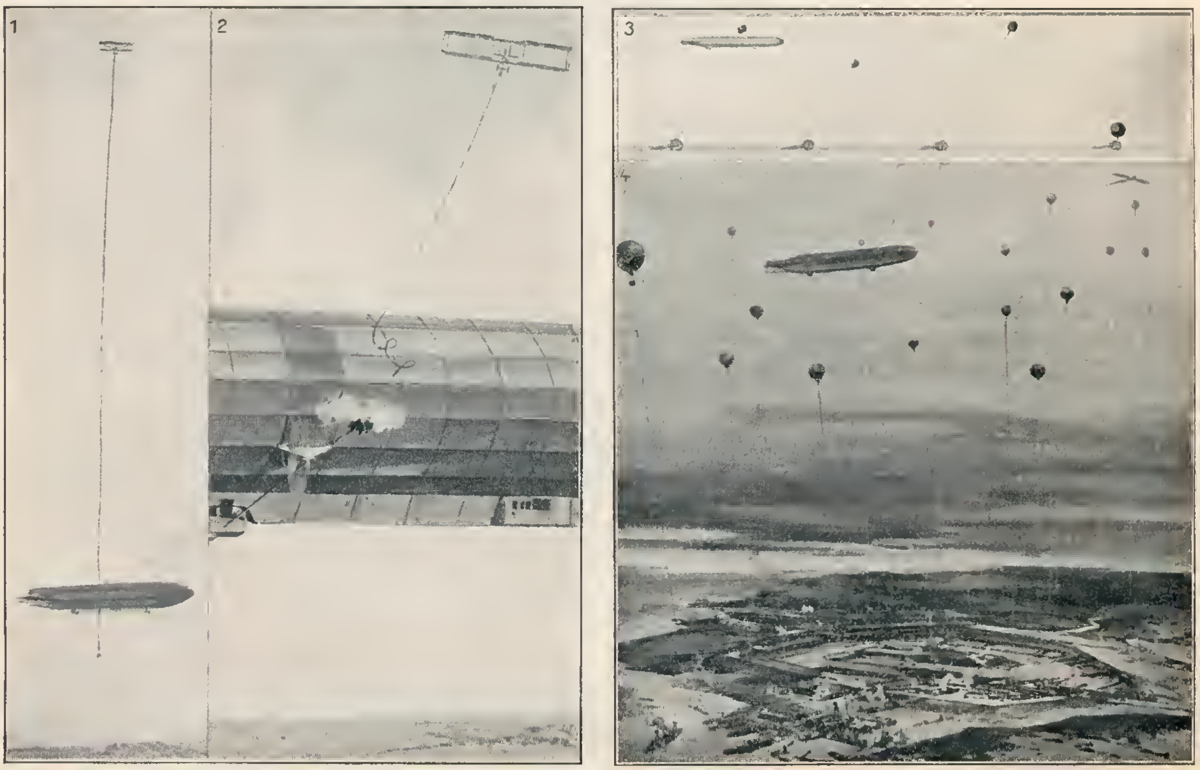
zeigt und dadurch nicht nur das rechtzeitige Einziehen der Ballone ermöglicht, sondern es auch ungeübten Leuten erlaubt, die Ballone einzuziehen und wieder aufsteigen zu lassen. Neben der leichten Handhabung sollen die Steinmetzschen Luftminen auch noch den Vorteil der Billigkeit haben und daher die Anwendung in großer Anzahl möglich machen. Aber gerade die Verwendung möglichst vieler solcher Kontaktminen bringt die Gefahr mit sich, daß bei plötzlichem Sturm oder auch bloß heftiger Luftbewegung nur zu leicht Zusammenstöße der Ballone oder Drachen, Verwicklungen der Haltedrähte usw. eintreten und dadurch unbeabsichtigte Entzündungen der Minen hervorgerufen werden können, die dann aber gerade auf die Köpfe derer herabfallen, die geschützt werden sollen.

Diesem großen Nachteil will der englische Ingenieur-Major Simmons dadurch begegnen, daß er nicht durch Stoß, sondern auf elektrischem Weg entzündbare Luftminen verwendet. Sein Plan ist, in dem Haltekabel des Fesselballons einen elektrischen Leitungsdraht zum Sprengkörper zu führen und diesen, wenn das Luftschiff in die Nähe kommt, von der Erde aus entzünden zu lassen. Damit sind freilich die Gefahren der Kontaktminen beseitigt. Der Erfinder will aber mit seinen Luftminen nur solche Höhen sichern, in denen die Wirkung der Geschütze aufhört, also Höhen über 2000 m. Die Verwendung der Luftminen in diesen Höhen bietet aber den großen Nachteil, daß der Ballon nicht nur den Sprengkörper, sondern auch noch die Last des Haltekabels von mindestens 400 Pfund tragen, und daher sehr groß und dementsprechend auch recht teuer sein muß.

Die Verwirklichung des Gedankens der Luftminen in der Verteidigung scheint auch sonst auf ziemliche Schwierigkeiten zu stoßen. Denn die Luftminen haben zunächst den großen Nachteil, daß sie im Gegensatz zu den Seeminen weithin sichtbar sind, Minenfelder also von allen Luftfahrzeugen leicht gemieden werden können. Dann können sie aber gerade für die zu schützenden Orte eine große Gefahr sein, weil die Ballone von den Luftfahrzeugen aus herabgeschossen werden können und die daran hängenden Sprengkörper auf die Erde fallen, und gerade dort ihre zerstörende Wirkung ausüben, wo sie Schutz bieten sollen.

Aber nicht allein für die Verteidigung, auch für den Angriff im Luftkrieg soll die Mine nutzbar gemacht werden. Auch dieser Gedanke gilt hauptsächlich der Zerstörung der Luftschiffe, obwohl er in gleicher Weise ebenso beim Angriff auf Flugzeuge Anwendung finden kann.

Der schon oben erwähnte Amerikaner Steinmetz und der bekannte Oberst Cody haben in dieser Beziehung die gleiche Idee. Beide wollen einen leicht entzündbaren Sprengkörper an einem langen dünnen Draht vom Flugzeug herabhängen lassen, um damit das feindliche Luftschiff oder das Flugzeug gewissermaßen zu angeln. Durch den plötzlichen Widerstand oder Stoß, den der herabhängende Sprengkörper bei der großen Geschwindigkeit des Flugzeuges am feindlichen Luftschiff erfährt, wird der Sprengkörper zur Explosion gebracht und damit gleichzeitig auch vom Haltedraht losgerissen, so daß das Flugzeug in der Fortsetzung seines Fluges nicht angehalten wird. Damit durch die Explosion nicht auch das angreifende Flugzeug selbst gefährdet wird, muß der Sprengkörper am Ende eines sehr langen Drahtes angebracht sein (s. die Abb. unten). Aber gerade dieser stellt auch der Durchführung dieses Planes Schwierigkeiten entgegen. Denn es besteht kein Zweifel, daß der Sprengkörper infolge des schnellen Fluges sowie der Luftströmungen stark pendelt und seine Richtung von der Angriffsrichtung des Flugzeuges sehr abweichen wird. Auch muß notwendigerweise der lange Draht mit dem daranhängenden und pendelnden Sprengkörper der sicheren Bewegung des Flugzeuges hinderlich sein und kann diesem unter Umständen, zum Beispiel bei heftigen Windstößen oder Böen, sogar gefährlich werden.



Bekämpfung der Luftschiffe durch Luftminen: 1. Flugzeug mit angehängter Luftmine. 2. Entzündung eines Luftschiffs durch eine Flugzeugluftmine. 3. Fahrbare Luftminen. 4. Eine durch ein Luftminenfeld gegen Flugschiffe geschützte Stadt. Nach Zeichnungen aus der englischen Zeitschrift „Illustrated War News“.



Eine indische Schleichpatrouille auf dem Kriegsschauplatz in Nordfrankreich. Nach einer englischen Kriegszeitschrift.

Die Lage in Indien.

Von Karl Bleibtreu.

Aus Indien fehlt jede sichere Nachricht. Nach portugiesischen Zeitungen, die jede Woche Briefe aus Goa bringen, soll im August noch alles ruhig gewesen sein. Dagegen zahlen englische Banken kein Geld mehr an ihre indischen Filialen, und der Passagierverkehr nach Bombay ist teilweise eingestellt, die Schiffe übernehmen Gewähr nur bis Ceylon, der regelmäßige Postdienst geht nur bis Aden. Das sind doch merkwürdige Anzeichen. Da die Briten keinerlei unzensurierte Depeschen und Briefe durchlassen, können auf dem Seeweg die Inder nichts von den wirklichen Vorgängen in Europa wissen. Immerhin dürfte das Indische Komitee in Konstantinopel schon frühzeitig Boten ausgesendet haben, und die jetzt eingeschränkte Schiffahrt einer arabischen Gesellschaft, die zwischen Maskat und Bombay verkehrt, gab vielleicht früher schon den Mittler ab. Jedenfalls weiß Indien, daß England in einen europäischen Krieg verwickelt ist, und jeder Krieg Englands gegen die Türkei hätte den sofortigen Aufstand der indischen Moslem zur Folge. Da Zeit genug verstrich, wird die Türkei nicht versäumt haben, auf dem Landweg durch Persien und Afghanistan geheime Sendboten nach Delhi durchzubringen. Auch dürfte die dreiste Zuversicht, indische Eingeborenentruppen nach Europa auf die Schlachtbank zu führen, recht zweischneidig wirken. Abgesehen von der natürlichen Erbitterung über solche Willkür — Indien soll obendrein die Transport- und Mobilisierungskosten tragen! — muß sich jeder schlaue Orientale sagen, daß es schwach mit Englands eigenen Streitkräften stehe, wenn man sogar Inder nach Europa schaffen muß. Vielleicht wirkte das Erscheinen deutscher Kreuzer längs der indischen Küste wie ein Funken ins Pulverfaß, denn auch hieraus ziehen die Inder vermutlich besondere Schlüsse. Hat man Japan wirklich zur Verteidigung Indiens angerufen, so waltet ja kein Zweifel mehr. Sehr möglich, daß gerade das Ansinnen, Eingeborenentruppen in großer Menge wegzuschaffen, damit sie in Indien nicht revoltieren können, die Revolution beschleunigt und dem Faß den Boden ausschlägt!

Die 170 000 Europäer, denen jede Verschmelzung mit den Eingeborenen mangelt, strengen sich umsonst an, das Wesen des Sonnenlandes zu verstehen. Die Inder aber verzichten auf Verständnis, da sie den Kleinkram und das lärmende hetzende Treiben der modernen Zivilisation verachten. Das Wunder, daß 315 Millionen sich von einer Handvoll Fremder beherrschen lassen, erklärt sich nur durch Zwiespalt der Rassen und Religionen. Warren Hastings' Meistertaktik des Divide et impera vererbten sich auf alle folgenden Verwalter, doch gerade in neuerer Zeit überspannten Imperialisten, wie die Vizekönige Lytton und Curzon, den Bogen. Ihr Andenken verflucht jeder Inder, da sie ausschließlich den Standpunkt britischer Selbstsucht vertraten. Mit politischen Kniffen allein behauptet man nicht eine erzwungene Fremdherrschaft. Kurz nach Cäsars Tod war Gallien schon kolonisiert und bald latinisiert. England hat aber weder kolonisiert noch anglisiert, seine Soldaten und Beamten bleiben eine streng abgeschlossene Erobererkaste von „Sahibs“. Selbst die zur Beamtenschaft herangezogenen Hindu und Eurasier (Halbblutige meist portugiesischer Abkunft) werden durch ihre Anglisierung erst recht dem Volke fremd und verhaßt. Die unüberbrückbare Kluft verschlimmert noch die sozialen Gegensätze. Dem einfachen Bauern kann man doch Einsicht in höhere Wirtschaftsgesetze nicht beibringen, er rechnet die zunehmende Auspowerung einzig der britischen Tyrannei an, selbst wo diese nicht die Schuld trägt, wie bei den einheimischen Wucherern. Gewiß haben weiland die eigenen Radschahs das Volk geknechtet und ausgesogen. Doch man läßt sich das lieber von Einheimischen gefallen als von Fremden, zu denen man gar keine seelische Beziehung hat. Obendrein geht es dem Volk heute besser in den „Schutzgebieten“ der halbwegs „unabhängigen“ Fürsten, als in den britischen Präsidentschaften.

Indische Baumwolle (erste Fabrik 1851) liefert zu grobes Garn, kommt daher gegen britische Einfuhr schwer auf. Industriebelebung in Indien wird noch lange auf schwachen Füßen stehen, denn die religiösen Vorschriften laden nicht zu Fabrikbetrieb ein. Eigentlich können nur die Parsi in Bombay als Unternehmer in europäischem Sinne gelten. Zwar begann man in letzter Zeit die Eisen- und Manganerze auszubeuten, zumal man Kohlen in Fülle hat, doch bleiben dies schüchterne Anfänge. Die Inder sind wesentlich nur Rohstoffproduzenten, neun Zehntel der Bevölkerung pflegt Ackerbau. Deshalb hängen sie auch allein vom Bodenertrag ab, jede Mißernte macht ungezählte Millionen brotlos. Im Jahr 1900 mußten fünf Millionen Menschen in Hungerlagern ernährt werden, 60 Millionen litten Not, eine volle Million verhungerte buchstäblich. Doch trotz Hungersnot und Seuchen wächst fortwährend diese riesige Nation, und sie muß ewig am Hungertuch nagen, wenn sie sich nicht durch Industriebetrieb neue Ernährungsquellen eröffnet. Auswanderung hilft nicht, denn kein rechter Hindu darf das Mutterland verlassen, das bedeutet Verlust der Kaste und Seelentod; selbst Reisen ins Ausland sind nur erlaubt unter bestimmten Voraussetzungen. Der Haß aller Angelsachsen gegen die „Farbigen" macht obendrein Ansiedelung indischer Auswanderer in fremden Landen unmöglich. Kanada schließt sie ebenso aus wie Japaner. Die südafrikanische Union blieb taub gegen alle Vorstellungen von Downing Street auf Bitte des indischen Vizekönigs und trieb die indischen Emigranten aus. Dies schuf natürlich neuen Agitationsstoff für die heimischen Revolutionäre. Vergeblich klagt die englische Regierung, ihre eigene Ernte sei Undank, wenn sie mit Millionen Pfund Sterling den Folgen einer Mißernte vorbeugen müsse. Denn einerseits werden durch solche Almosen die allgemeinen Mißstände nicht berührt, wo 50 Millionen landlose Bauern als Tagelöhner kaum ihr Leben fristen, andererseits fließen die Unterstützungen doch nur aus dem indischen Staatssäckel, den ein unbilliges halsabschneiderisches Steuersystem füllt; und man hat die Unverschämtheit, alle Grenzkriege wie überhaupt die ganze Militärlast von Indien selber bezahlen zu lassen. Jeder Inder begreift natürlich, daß nicht Indien, sondern nur das Britenreich davon Vorteil zieht, daß man die doppelte und dreifache Besoldung englischer Beamten und Offiziere in Indien aus der Tasche des armen Volkes bezahlt, daß Indien seine Unterdrücker und deren Interessen obendrein auf eigene Kosten speist. Den heimlichen Ingrimm über solche Raubwirtschaft kann man nachfühlen. Das Verhängnis zwingt England dazu, die einzig für Indien passende Baumwollfabrikation möglichst zu unterbinden, weil die englische Weberei dies verlangt. Was würde aus letzterer, wenn ihr bestes Absatzgebiet wegfiele! Der wiederholt versuchte Boykott auf britische Waren wird gefährlich, seit sich in Deutschland mit 40 Millionen Rupien Umsatz ein neuer Konkurrent auf dem Weltmarkt erhob, und würde verderblich, sobald die Webereien in Bombay sich unbehindert entfalten können, was man durch Abgaben und sonstige Schikanen niederhält. Ein neues Fabrikgesetz kam nur englischen Firmen zugute.

Die Briten vom Schlage Kiplings stellen es so dar, als ob Indien ohne die weise britische Regierung in Anarchie zerfiele und nur Trotz unmündiger Kinder, die sich ja auch den Sanitätsbehörden widersetzen, den Segnungen sich verschlösse. Gewiß treiben religiöse Sekten, wie in Benares, manchen Unfug, oft heben britische Maßnahmen die Wohlfahrt, auch darf man den Revolutionären nicht glauben, daß alle britischen Residenten bloß selbstisch und womöglich zu eigener Bereicherung handelten. Der naive christliche Kultureifer der Briten hat manchmal die besten Absichten, wenn er unverständig gegen indische Anschauungen verstößt. (So bei Verbot der Witwenverbrennung, die tief im Charakter der indischen Frau begründet liegt.) Doch beseelt durchaus nicht immer väterliche Güte die Regierenden. Die in indischen revolutionären Blättern stets ausgestreuten Schauergeschichten über brutalste Ausschreitungen der britischen Soldateska mögen übertrieben sein. Doch die Rechtspflege gegenüber politischen Sündern läßt an Unmenschlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach der Nosik-Verschwörung, deren Umfang man absichtlich übertrieb, verurteilte man den jungen Gelehrten Sawarkar zu ausgerechnet 99 Jahren Zuchthaus. Jeder, der sein uns vorliegendes Buch „Der Unabhängigkeitskrieg" besitzt, wird ohne weiteres auf die bekannten indischen Zuchthausinseln deportiert. Europa hat sich hier mit Schande bedeckt. Frankreich ließ Verletzung des Völkerrechts zu, indem englische Behörden den entflohenen Patrioten in Marseille verhafteten, und das Haager Schiedsgericht hat diese Gemeinheit gutgeheißen.

Obschon Vizekönig Lord Northcote sich einst bemühte, indische Fabriken zu schützen, so sprach Sir Bartle Frere zynisch aus: man dürfe indische Fabrikanten nicht auf gleiche Stufe mit denen anderer Kolonien stellen. Der Vizekönig Ripon erklärte offen, man brauche indische Interessen nicht zu beachten. Unter Salisbury lag die Regierung ganz im Banne der Manchesterkönige, und die Profitwut der Lancashirer Spinnereimagnaten bestand auf Freihandel ohne jede Zollschranke, weil ihre Maschinen billiger lieferten als die 100000 Webstühle in Bombay, denen man so ihr eigenes natürliches Absatzgebiet raubte. Selbst die Produkte der Toto-Eisenwerke erregten auf der Gewerbeausstellung von Allahabad eifersüchtiges Mißvergnügen. Die uralten Haus- und Handwebereien hat das britische Maschinengewerbe ruiniert. Die Swadeshi-Bewegung „Kauft nur von Indern!" scheitert daran, daß man alle Fabrikationsmittel aus England beziehen muß, wo obendrein Klima und Körperkraft den weißen Arbeiter überlegen machen, und daß sogar die Feuerung den Bombayfabriken teuerer kommt wegen der schlechten indischen Kohle. Eine Handelspolitik, die nach Belieben Schutzzoll oder Freihandel vorschreibt und nach jedem Augenblicksinteresse wechselt, bläst Indien wirtschaftlich das Lebenslicht aus. Das herumdilettierende India Office in London führte durch Verwandlung der Gold- in Silberwährung seit 1876 einen Schaden von 2 Milliarden am Wechselkurs herbei. 1911 fragte Sir Roberts, ob nicht wenigstens ein Vertreter zur „Reichskonferenz" der Kolonien zugelassen werde. Nichtsda! Der unter Sir Wedderburns Vorsitz eröffnete „Nationalkongreß" verlangt nur größeren Anteil der Eingeborenen an der Legislative. Doch auch dazu kann sich England nicht in genügendem Maße verstehen. Bei jeder Tagung des Kongresses gibt es neuen Zank. Die Henne, die goldene Eier legt, pflegt man sonst zu schonen, hier aber wird ein in sich abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet langsam geschlachtet. Das jährliche Durchschnittseinkommen beträgt nur 140 Mark pro Kopf! Man wickelt Indien in britische Baumwolle ein und klagt heuchlerisch, der strampelnde Säugling wolle nicht aufstehen. Tut er es aber eines Tages, dann hält man ihn schwerlich länger am Gängelband — dies Baby hat einen zu riesenhaften Wuchs.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Der Krieg und die Weihnachtsgeschenke.

Von Marie Beßmertny.

Die wirtschaftliche Lage und das Taktgefühl gebieten, daß in diesem Jahre in den weiten bürgerlichen Kreisen nur solche Weihnachtsgeschenke gemacht werden, die keinen großen Kostenaufwand bedingen.

Nach dem Grundsatz „Gib was du hast und nicht was du nicht hast" werden die Geschenke vielleicht mit weit mehr Nachdenken und Sorgfalt gewählt werden als sonst und einen größeren Wert für die Empfänger haben.

„Gib was du hast!" sagt mancher lächelnd und meint, die Frage sei für ihn damit verneinend erledigt. In den meisten gutbürgerlichen Familien ist jedoch noch ein ganzer Schatz von unbenutzten Vorräten verschiedener Art vorhanden, da die deutsche Frau am Alten hängt und „Urväter Hausrat" nicht gern aus der Hand gibt. Die große Zeit mit ihren Forderungen muß jedoch eine Umwertung jener Werte bewirken.

Halten wir einmal Umschau in einem deutschbürgerlichen Hause! In einer schöngeschnitzten alten Truhe liegt sicherlich ein sogenannter Wiener oder Türkischer Schal, der von der Großmutter oder Urgroßmutter herrührt und nur seiner Unverwüstlichkeit den siegreichen Kampf mit Motten, Staub und mit dem Zahn der Zeit verdankt. Prachtvoll nimmt sich das buntfarbige Gewebe als Decke auf einem Sopha aus und malerisch als Portiere, wobei die festgeknüpften Fransen vielleicht zum erstenmal angemessen zur Geltung kommen. Ist der Schal aus feinerem, dünnerem, seidendurchwirktem Material, so eignet er sich auch ausgezeichnet als Tischdecke für einen Salon.

Auch altes, einst recht kostbares Pelzwerk, wie Zobel und Marder, bergen oft die Koffer und Schränke in der Bodenkammer. Frisch aufgearbeitet, können diese Stücke, die jetzt, da die Einfuhr von russischem Pelzwerk ausgeschlossen ist, ebenso seltene als unschätzbare und willkommene Geschenke darstellen.

Von den langen Schals in Seide, Chiffon, Tüll usw., die vor wenigen Jahren noch als ganz unentbehrlich für junge und alte Frauen galten, sind manche verblichene wegen ihres guten Materials noch aufgehoben worden. Wird ihnen durch Auffärben ein frisches, leuchtendes Aussehen verliehen, so wirken sie wie neu und können als Abendschal oder für dekorative Zwecke willkommene Verwendung finden.

Matt und gelb gewordene Alfenidegeräte ferner werden auch ungeachtet ihrer vielleicht schönen edlen Form beiseite gestellt. Ein neues Verfahren bei der Versilberung ermöglicht es, diese Gebrauchs- und Ziergegenstände tadellos zu erneuern. Eine sehr erwünschte Überraschung dürfte vielen Haus-

*

frauen auch eine ähnliche Auffrischung des Tafelbestecks sein! All diese Aufbesserungen sind mit verhältnismäßig geringen Unkosten durchführbar.

Für den künstlerischen Schmuck der Wände bieten wertvolle Mappen mit Radierungen und Kupferstichen mitunter eine reiche Fundgrube. Die großen Mappen besonders sind wegen der wenig handlichen Form meistens zu einem stummen, verschlossenen Dasein verurteilt. Werden jedoch einzelne der Bilder oder auch kleinere Serien eingerahmt, dann erfreuen sich die Augen vieler täglich an ihnen.

Bei einer liebevollen Sichtung des alten Besitzes an Spitzen vermag auch manch guter Gedanke aufzutauchen! Ein Motiv, das z. B. zum Kleiderschmuck nicht mehr geeignet scheint, kann als Einsatz zu einer Decke sich noch vortrefflich erweisen. Die Ausnützungsmöglichkeit von Spitzengeweben ist überhaupt eine unendlich mannigfaltige, und es bedarf vielleicht nur einer leisen Anregung, um auf diesem Gebiete eine ganze Reihe von reizvollen Geschenken zu bewirken.

Ich und mein Mütterlein. Führer für jede Mutter über Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett und ihre eigene Pflege in dieser Zeit, sowie über das gesunde Aufziehen ihres Kindes vom Säugling bis zum Erwachsenen. Von Dr. med. Paul Kroner. Reich illustriert. (Verlag M. Hahn, Frankfurt a. M., Bruchfeldstr. 20. Geschenkeinband 5 Mark.)

Oft ist Leichtsinn und Vernachlässigung, aber zumeist doch Unwissenheit die Ursache des Krankseins und des Dahinsiechens der Kinder. Und wieviel Leid könnte erspart bleiben, wenn die Eltern das Gedeihen ihrer Kinder mit größerem Ernst verfolgten, und nicht erst, meist zu spät, durch allerlei Maßnahmen das Schlimmste abwenden wollten. Der gute Wille ist wohl immer da, aber es fehlt an der Kenntnis, wie das Kind zu behüten und aufzuziehen ist. Hier soll nun das obige, neue Buch Gutes schaffen. — Der Verfasser, Dr. med. Paul Croner, ist ein bekannter Berliner Arzt und Leiter eines Kindersanatoriums. Er versteht in zartester Weise die junge Frau über Schwangerschaft und Geburt aufzuklären, und nimmt ihr die oft noch übertriebene Furcht vor den Beschwerden dieser Zeit, er zeigt, wie sie sich selbst zu pflegen und bei eigener Krankheit zu verhalten hat. Alsdann berät er sie in der Pflege, Ernährung und dem Aufziehen des Säuglings, des Kleinkindes und des Schulkindes bis zum Erwachsenen. Darauf folgen Ratschläge über Maßnahmen bei Gesundheitsstörungen und Krankheiten des Neugeborenen, des Säuglings und des Kindes, die Krankenpflege in der Familie usw. Das prächtige Buch wird in der Hand der Frau tausendfach Gutes stiften. Eine größere Anzahl Abbildungen warnt vor falschen, die Gesundheit schädigenden Anwendungen und erklärt, wie das und jenes zu handhaben ist. Das Buch sollte in keiner Familie fehlen, und Mütter sollten es ihren verlobten Töchtern schenken, damit diese ebenso wie mit der Aussteuer auch vor der Hochzeit sich mit dem Buche beschäftigen können; es eignet sich vorzüglich zur Mitgist jeder Braut. Auch angehende Ehemänner und Väter sollten das Buch lesen.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

E. F. in D. Auf eine Fernbehandlung durch genaue Beschreibung der Einzelheiten einer Kur können wir uns zu unserm Bedauern nicht einlassen. Erstens ist das gesetzlich verboten (briefliche Behandlung) und zweitens ist es viel zu verantwortungsvoll. Über die Dosierung und Verabreichung so stark wirkender Mittel wie Theocin und Theobromin kann nur der Arzt am Krankenbett entscheiden. Näheres betr. der Karellkur belieben Sie nachzulesen in dem Aufsatze: Neuere Mast- und Entfettungskuren in Nr. 13 des vorigen Jahrgangs. Sie können ja aber doch Ihren Arzt einmal fragen, was er bei Ihrem Falle zu den genannten Mitteln meint und wie er über die Karellkur denkt, wenn er nicht schon selbst darauf gekommen ist.

Haus und Garten.

Frau G. Sie töten Fische am raschesten, wenn Sie den Tieren mit einem Hammer einen starken Schlag auf den Kopf versetzen und ihnen dann die Messerspitze ins Gehirn stoßen. Jede unnötige Grausamkeit ist beim Abschlachten von Tieren zu vermeiden. Das gebietet nicht nur die Pflicht zur Menschlichkeit, sondern der eigene Vorteil, denn das Fleisch solcher Tiere, die unter Qualen verendet sind, büßt viel an Wohlgeschmack ein.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: i. V. Paul Lehmann in Leipzig.